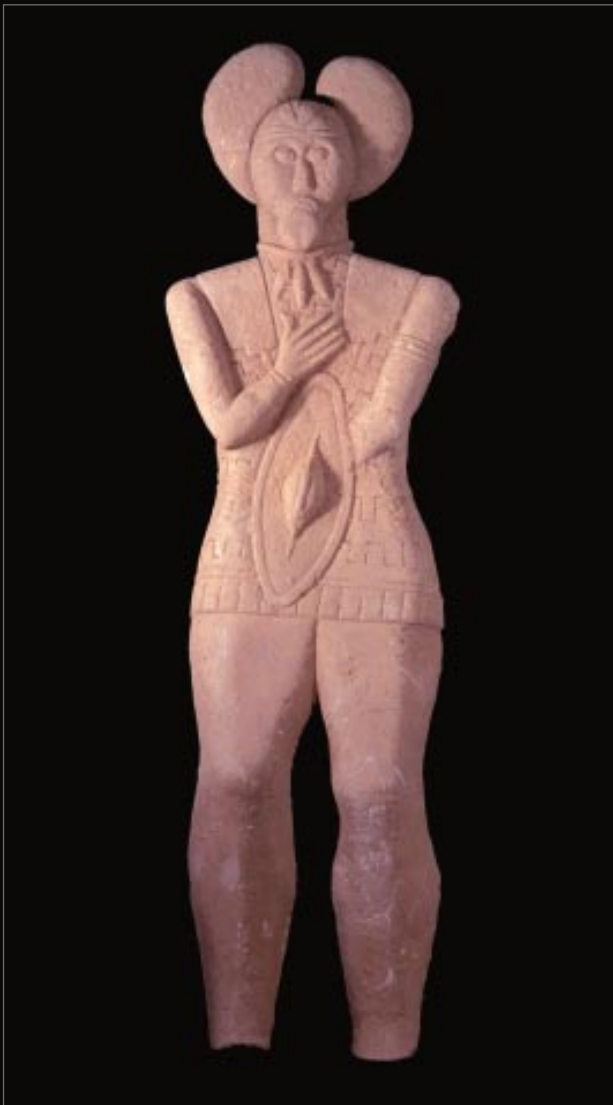


Archäologische Funde aus Deutschland



ausgewählt und kommentiert
von Svend Hansen

Begleitheft zur Fotoausstellung



Archäologische Funde aus Deutschland

ausgewählt und kommentiert
von Svend Hansen

Begleitheft zur Fotoausstellung

Berlin 2010

Inhalt

Inhalt	2	23 Helm aus der Oder bei Szczecin	54
Grußwort	4	24 Bronzegefäße aus Dresden-Dobritz	56
Einleitung	5	25 Schwerter aus Hagen-Vorhalle	58
Karte	9	26 Goldfund aus Eberswalde	60
Archäologische Funde		27 Bronzeräder aus Stade	62
1 Faustkeil aus Hochdahl bei Düsseldorf	10	28 Kessel aus Eberdingen-Hochdorf	64
2 Jagdspeere aus Schöningen	12	29 Bronzekanne vom Glauberg	66
3 Skelettreste aus dem Neanderthal bei Düsseldorf	14	30 Fürstenstatue vom Glauberg	68
4 Der Löwenmensch aus der Höhle „Hohlenstein-Stadel“	16	31 Schale aus dem Kleinaspergle bei Asperg	70
5 Frauenstatuetten aus Nebra	18	32 Silberring aus Trichtingen	72
6 Frauengrab aus Bad Dürrenberg	20	33 Keltische Goldmünzen aus Mardorf	74
7 Tönernes Schwein aus Nieder-Weisel	22	34 Götterfiguren von Braak	76
8 Kopf aus Nidderau-Ostheim	24	35 Maske eines Reiterhelms aus Kalkriese	78
9 Wanddekoration aus Ludwigshafen-Seehalde	26	36 Grabstein aus Xanten	80
10 Jadebeile aus Mainz-Gonsenheim	28	37 Bronzene Brunnenmaske aus Treuchtlingen-Schambach	82
11 Kupferfund aus Riesebusch	30	38 Glasbecher aus Köln-Braunsfeld	84
12 Megalithgrab von Stöckheim	32	39 Glasschale aus Augsburg	86
13 Wagendarstellungen in einem Megalithgrab bei Züschen	34	40 Grab aus Hassleben	88
14 Holzrad aus Alleshausen	36	41 Ein hölzerner Prunkstuhl aus Fallward bei Wremen	90
15 Grabfund aus Egeln	38	42 Pectorale aus dem Fürstengrab von Wolfsheim	92
16 Kupferäxte aus Eschollbrücken und Mainz	40	43 Zierscheiben aus Eschwege-Niederhone	96
17 Steinstele von Rottenburg-Lindele	42	44 Reiterfibel aus Xanten St. Victor	98
18 Stabdolche von Melz	44	45 Adlerfibel aus Oßmannstedt	94
19 Himmelscheibe von Nebra	46	Abbildungsnachweise und weiterführende Literatur	100
20 Gürtelblech aus Hünfeld-Molzbach	48	Nachweise für die Textabbildungen	105
21 Kesselwagen aus Peckatel	50	Projekte der Eurasien- Abteilung	106
22 Goldhut aus Schifferstadt	52	Danksagung, Impressum	108

Grußwort

Im Jahre 2009 sind deutschen Archäologen in Aserbaidshjan Aufsehen erregende Funde gelungen. In der Milsteppe hat man einen neolithischen Fundplatz aus dem 6. Jahrtausend aufgedeckt. Nahe Schämkir, dem früheren deutschen Ort Annenfeld, graben sie den größten achämenidischen Palast ausserhalb Irans aus.

Im April 2009 hat die Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts unter ihrem Ersten Direktor, Prof. Dr. Svend Hansen, eine wissenschaftliche Zusammenarbeit mit der Aserbaidshjanischen Akademie der Wissenschaften vereinbart.

Gleichzeitig hat der Staatsminister des Auswärtigen Amtes, MdB Gernot Erler, in Baku ein internationales Symposium über „Aserbaidshjan – Land zwischen Ost und West. Wissens- und Technologietransfer während der „ersten Globalisierung“, vom 7. - 4. Jahrtausend vor Christus“ eröffnet - das erste Ergebnis dieser willkommenen Zusammenarbeit.

Man sieht – auch auf dem Gebiet der Archäologie tut sich in Aserbaidshjan viel. Dafür ist allen Beteiligten zu danken und gleichzeitig Glück zu wünschen, dass auf aserbaidshjanischer Seite weiter die Öldollar sprudeln und auch der Archäologie zugute kommen.

Bei der Vorbereitung des Symposiums entstand im Gespräch mit Professor Hansen der Gedanke, in Baku herausragende archäologische Funde aus Deutschland zusammenfassend zu präsentieren.

Es ist nun gelungen, diese wunderbare Ausstellung vorzubereiten, zu der Dutzende deutscher Museen bereit waren, ihre besten Stücke in ausgezeichneten Photographien zur Verfügung zu stellen.

Für mich ist es ein grosses Geschenk, dass diese Ausstellung, die soviel bedeutender ausgefallen ist, als ich sie mir erhofft hatte, in Baku zuerst gezeigt wird. Die Bilder und die erläuternden Texte bringen uns die qualitätsvollsten archäologischen Funde aus deutschem Boden. Zu diesen gehören der weltberühmte Neanderthaler sowie der Löwenmensch aus einer Höhle in Baden-Württemberg, vermutlich die älteste vollplastische Darstellung eines stehenden Menschen oder der spektakuläre Neufund der Himmelsscheibe von Nebra. Die Fotos und Texte werden danach auf Tournee gehen und ein krönender Abschluss der deutschen Kulturwochen im Südkaukasus 2009/2010 sein.

Ich wünsche dieser Ausstellung einen guten Start in Baku und bin sicher, dass erst die aserbaidshjanische Öffentlichkeit im April 2010 und danach Menschen in vielen Ländern diese Photos voller Erstaunen betrachten werden.

*Dr. Peer C. Stanchina
Deutscher Botschafter, Baku*

Einleitung

Archäologie spielt heute im öffentlichen Bewusstsein eine viel größere Rolle als noch vor wenigen Jahren. Das Publikumsinteresse ist enorm gewachsen. Schon lange wird Archäologie nicht mehr als lästiger Kostenfaktor wahrgenommen, der durch Ausgrabungen im Zuge des Neubaus von Straßen und Industrieansiedlungen entsteht. Vielmehr wird sie als ein unverzichtbarer Bestandteil des verantwortlichen Umgangs mit der Geschichte der näheren Umgebung verstanden. Archäologische Denkmäler und interessante Museen steigern die Attraktivität einer Region: Das verbessert das Lebensgefühl ihrer Bewohner und wirkt anziehend für Besucher. Kann man sich den modernen Tourismus ohne Archäologie vorstellen? Seit dem Ende des Kalten Krieges und der Möglichkeit frei zu reisen, gibt es viel zu entdecken.

Der lange blockierte wissenschaftliche Austausch zwischen Archäologinnen und Archäologen in West und Ost hat in den vergangenen zwanzig Jahren einen enormen Aufschwung erfahren. Kooperationen zwischen archäologischen Institutionen in Ost und West, etwa in Form gemeinsamer Forschungsprojekte, gehören heute bereits zur Normalität. 1995 wurde die Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts gegründet, die seitdem in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit Archäologinnen und Archäologen in beinahe allen Ländern der ehemaligen Sowjetunion Forschungen durchführen konnte. Oft sind aus zaghaften Anfängen aktive Forschungsgruppen entstanden, die den historischen Verbindungen und gemeinsamen Wurzeln im westlichen Eurasien nachgehen.

Das Interesse des Publikums an den archäologischen Hinterlassenschaften des Schwarzmeerraums, des Kaukasus oder Mittelasiens ist nicht minder groß. Präsentationen wie die große Skythenausstellung in Berlin, aber auch die in Mannheim gezeigte Ausstellung „Alexander der Große und die Öffnung der Welt. Asiens Kulturen im Wandel“ haben die enormen räumlichen Dimensionen vor Augen geführt, in denen die historischen Bewegungen zu betrachten sind: von Deutschland bis nach Sibirien und zum Hindukusch.

Die Fotoausstellung „Archäologische Funde aus Deutschland“ möchte dazu einladen, die Archäologie des westlichen Mitteleuropa zu entdecken. Vielleicht werden die Besucherinnen und Besucher auch Ähnlichkeiten zwischen den heimischen Funden und denen aus Deutschland entdecken. Sie sind das Resultat des Austauschs, den es schon seit Jahrtausenden auf dem Doppelkontinent gegeben hat und den wir erst langsam wieder zu entdecken und zu würdigen beginnen.

Die Objekte für diese Ausstellung auszuwählen, war nicht ganz einfach. Einige

Abb. 1.



von ihnen, wie die Himmelsscheibe von Nebra, sind so herausragend, dass auf sie nicht hätte verzichtet werden können. Andere Funde hingegen besitzen eher exemplarische Bedeutung. Besonders wichtig ist, dass man die Objekte direkt in ihrer ursprünglichen Funktion und Bedeutung verstehen kann, ohne Rekonstruktionszeichnungen zur Hand nehmen und komplexe Erklärungen lesen zu müssen. Viele sehr wichtige Funde konnten daher nicht berücksichtigt werden: Oft sind es nämlich nur unscheinbare kleine Fragmente, die aber viel über sozial- und kulturgeschichtliche Prozesse auszusagen vermögen. Zu den wichtigsten archäologischen Funden zählen beispielsweise auch Schlachtabfälle von Tieren oder verkohlte Getreidekörner aus Siedlungen, die die Ernährungsgewohnheiten der Menschen dokumentieren.

Archäologie ist deshalb schon lange keine antiquarische Wissenschaft mehr, sondern ein großer Forschungsverbund, in dem z. B. naturwissenschaftliche Disziplinen eine wichtige Rolle spielen. Von der Physik erwarten wir anhand von Radiokarbonmessungen präzise Altersbestimmungen von organischen Resten. Die Archäometallurgie liefert Erkenntnisse über die Herkunft der Metalle und Handelsbeziehungen. Die Geowissenschaften ermöglichen es, die Veränderungen der Landschaft im Verlauf der letzten Jahrtausende zu rekonstruieren. Die Biologie ist Teil jeder Ausgrabung: Welche Tiere wurden gejagt, welche Haustiere gehalten, welche Pflanzen gesammelt und angebaut, wie gingen die Menschen mit den natürlichen Ressourcen um? Die Untersuchung der Jahrringe von Bäumen (Dendrochronologie) erlaubt eine jahrgenaue Altersbestimmung. Viele dieser Ergebnisse sind auch für die Rekonstruktion des Klimas bedeutsam. Anhand alter DNA kann die Genetik Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Toten auf einem Friedhof feststellen.



Abb. 2.

Zugleich nimmt die Archäologie heute ganz bewusst Fragen auf, die in der Gesellschaft eine Rolle spielen. Wie wurde das Verhältnis zwischen Männern und Frauen konstruiert, wie waren die Macht- und Herrschaftsverhältnisse gestaltet, welchen Gebrauch machten Menschen von Bildern? Fragen, die es notwendig machen, in den Dialog mit der Soziologie, der Ethnologie und anderen Sozial- und Geisteswissenschaften zu treten.

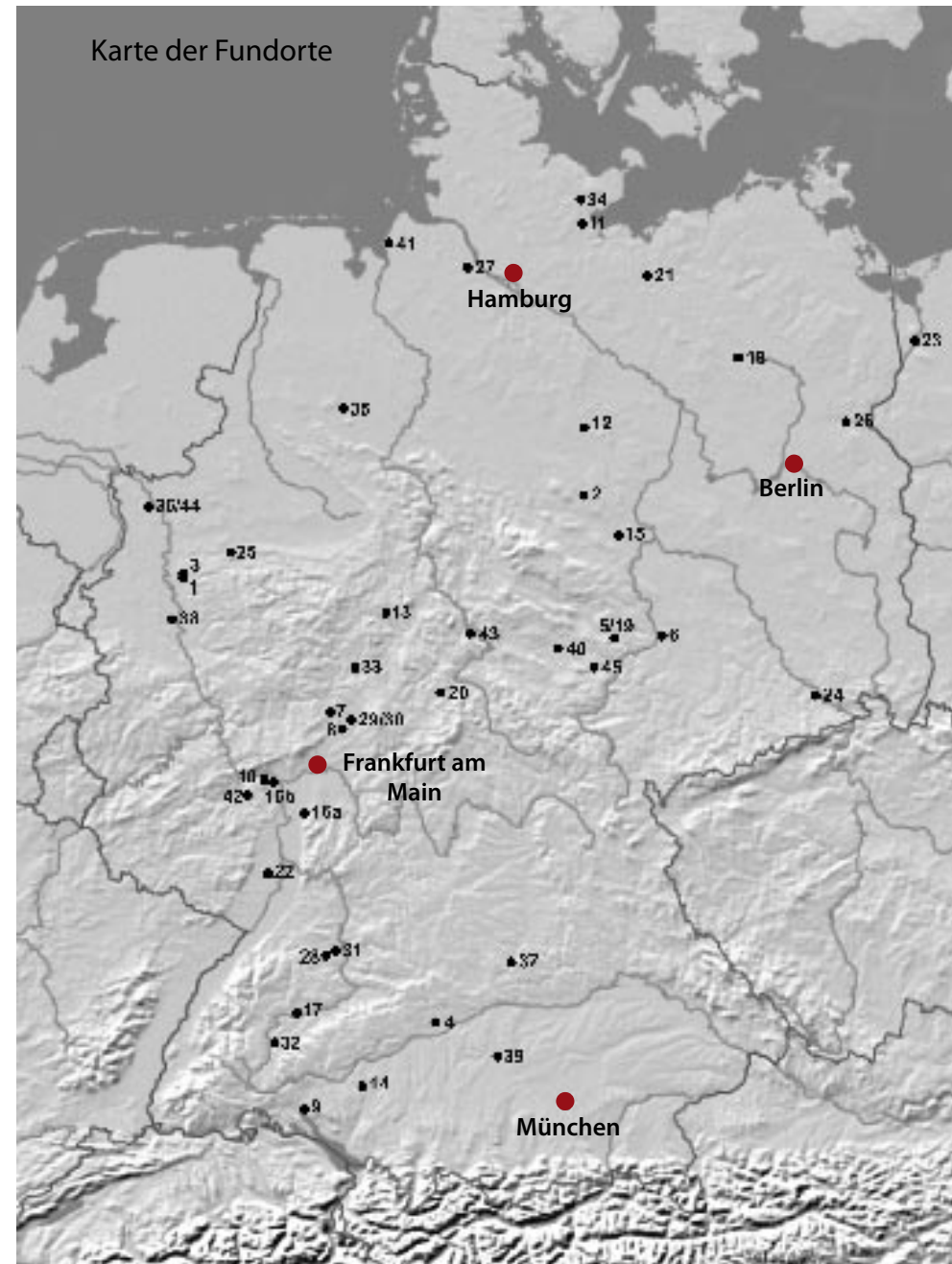
Deutschland ist geografisch und kulturell stark gegliedert. Im Süden prägen die Alpen das Bild. Nördlich davon schließen sich die Landschaften der Mittelgebirge an, welche sich von den französischen Vogesen im Westen bis in die rumänischen Karpaten im Osten erstrecken. Der Norden Deutschlands ist durch die von der Eiszeit gestaltete mitteleuropäische Tiefebene und den Zugang zum Meer geprägt. Diese landschaftlichen Unterschiede haben zur Ausprägung kultureller Eigenarten beigetragen. Mit der Auswahl der Objekte soll auch der Verschiedenheit der Regionen Rechnung getragen werden. Der älteste Fund der Ausstellung ist ein steinzeitlicher Faustkeil, die jüngsten Funde stammen aus dem frühen Mittelalter. Der mit diesen Eckdaten bezeichnete Zeitraum ist der traditionelle Kernbereich der Prähistorischen Archäologie. Heute zählt auch die Betreuung der paläontologischen Funde, wie beispielsweise des weltbekannten 48 Millionen Jahre alten Urpferdchens aus der Grube Messel bei Darmstadt (Abb. 1), ebenso zu den Aufgaben der archäologischen Denkmalpflege wie die Erforschung der mittelalterlichen Bodenfunde, für die stellvertretend der Fund von 4000 Münzen aus dem 13. Jh. n. Chr. im sächsischen Lichtenau (Abb. 2) genannt sei. Zunehmend kommt auch die Neuzeit als archäologisches Forschungsfeld in den Blick.

Die meisten Funde in dieser Ausstellung lassen die europäischen Verbin-

dungen erkennen. Es gibt kaum eine archäologische „Kultur“ aus den letzten fünfhunderttausend Jahren, die auf die heutigen nationalen Grenzen Deutschlands oder anderer moderner Staaten beschränkt wäre. Zur Ordnung des Fundstoffs werden in der Archäologie „Kulturen“ definiert, die meist auf der Ähnlichkeit der Tongefäße oder bestimmter Steinwerkzeuge beruhen, welche zu einer bestimmten Zeit in einem geographischen Raum verwendet wurden. Diese Kulturen sind nicht mit Stämmen oder Völkern gleichzusetzen und deshalb hat man vorgeschlagen, neutraler von „Zeichensystemen“ zu sprechen. Die archäologischen Funde repräsentieren das geschichtliche Erbe der Menschen in Europa bzw. in Eurasien, das sich nur in die großen historischen Zusammenhänge einordnen lässt, wie z. B. die zwei Millionen Jahre, in denen die Menschen als Sammler und Jäger lebten, den Beginn und die Ausbreitung der bäuerlichen Wirtschafts- und Lebensweise oder die Entstehung komplexer gesellschaftlicher Organisationsformen. Deshalb sind die nationalen Institutionen des Denkmalschutzes und die Museen Sachwalter eines gemeinsamen Kulturerbes der Welt.

Die hier gezeigten Bilder vertreten unterschiedliche Stile der fotografischen Präsentation von Funden. Sie zeigen, dass die archäologischen Funde nicht nur Objekte der trockenen wissenschaftlichen Klassifizierung sind, sondern auch aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden können. Archäologie ist auch eine „Augenwissenschaft“: Das Auge stellt Bezüge und Verbindungen zwischen den Objekten durch Bilder her, was eben kein normierbarer, sondern ein pluraler Prozess ist.

Die fotografische Präsentation der Funde erlaubt die Konzentration auf den einzelnen Fund zu lenken. Durch Rahmen und Passepartout voneinander getrennt soll kein genealogischer Zusammenhang zwischen ihnen hergestellt werden. Alle Funde repräsentieren eine jeweils eigene und spezifische historische Situation, die für sich dargelegt werden muss. Deshalb wird in dieser Ausstellung nicht der illusorische Versuch gemacht, eine zusammenhängende Geschichte erzählen zu wollen, die beispielsweise eine schrittweise technische Vervollkommnung oder einen allgemeinen zivilisatorischen Fortschritt behauptet. Vielmehr repräsentieren die archäologischen Funde gerade die Kette von Diskontinuitäten als die sich Geschichte darstellt. Jedes Objekt steht für eine bestimmte Konstellation, die es auszuloten gilt.



1 Faustkeil aus Hochdahl bei Düsseldorf

(Nordrhein-Westfalen)

Der Frühmensch homo erectus lebte seit etwa 1,2 Millionen Jahren vor heute in weiten Teilen Eurasiens. Im Kaukasus ist er durch die Funde aus Dmanisi in Georgien bekannt. In Deutschland wurde 1907 erstmals ein Schädelfragment des homo erectus in Mauer bei Heidelberg gefunden, das deutlich jünger ist und etwa 600 000 Jahre alt sein dürfte.

Der Faustkeil war für Hunderttausende im Paläolithikum (Altsteinzeit) Waffe und Werkzeug für die verschiedensten Tätigkeiten, ein echtes Universalgerät. Er dürfte vor 1,5 Millionen Jahren in Afrika erfunden worden sein, und die Idee verbreitete sich rasch über die damals besiedelte Welt. Die Faustkeile sind zwischen 10 und 30 cm groß, relativ flach, beidseitig behauen und weisen einen mandelförmigen Umriss auf.

Mit Faustkeilen konnte man schneiden und klopfen. Sie dienten dem Zerteilen von Pflanzen und Tieren, aber auch dem Aufbrechen von Schalen und Knochen. Viele Faustkeile, so auch das Exemplar aus Hochdahl, sind auffallend sorgfältig hergestellt und zeigen den Sinn des homo erectus für Formen bzw. schöne Dinge. Sie sind ein Zeugnis für die kreativen Fähigkeiten der frühen Menschen. Man darf wohl annehmen, dass besonders sorgfältig geformte Faustkeile auch begehrte und prestigeträchtige Geräte waren.

Der Faustkeil aus Hochdahl ist aus einem lokal anstehenden Quarzit hergestellt und etwa 500 000 Jahre alt.

Der sehr sorgfältig hergestellte Faustkeil (Abb. 3) aus Ochtmissen bei Lüneburg (Niedersachsen) ist hingegen mit dem Neandertaler vor etwa 150 000 Jahren zu verbinden. Dieser und mehr als 50 weitere Faustkeile von dieser Fundstelle dienten vermutlich der Zerlegung von Jagdbeute.



Abb. 3.



2 Jagdspeere aus Schöningen, Landkreis Helmstedt (Niedersachsen)

Vor wenigen Jahren erst, 1994, wurden in einem Braunkohletagebau neben Steinwerkzeugen auch hölzerne Speere gefunden, die in die Zeit des homo erectus vor rund 400 000 Jahren gehören.

Holzfunde aus der Altsteinzeit sind eine überaus große Seltenheit. Man kannte bislang nur einen hölzernen Speer aus dem niedersächsischen Lehringen, mit dem vor 120 000 Jahren ein Waldelefant getötet worden war. Die Erhaltung der Schöninger Speere dürfte darauf zurückzuführen sein, dass sie ebenso wie die mitgefundenen Knochen an einem Seeufer schnell einsedimentierten. Die Feuchtbodenerhaltung unter Luftabschluss verhinderte die Zersetzung des Holzes.

Die Speere fanden sich in unmittelbarer Nachbarschaft: Sie sind zwischen 1,80 und 2,50 m lang und aus Fichtenholz hergestellt, nur einer wurde aus Kiefer gefertigt. In ihrer unmittelbaren Nähe lagen zahlreiche Knochen von Wildpferden und Steinwerkzeuge, die zum Zerlegen der Tiere dienten. Offenbar handelt sich um die Überreste einer einmaligen Jagd auf eine ganze Herde, der mindestens 20 Wildpferde zum Opfer fielen. Man nimmt an, dass etwa zehn Jäger, möglicherweise auch Jägerinnen, an dieser Jagd beteiligt waren. In einiger Entfernung vom Seeufer versteckt, hätten die Jäger den Tieren aufgelauert und sie dann getötet.

Die Schöninger Speere sind die ältesten bekannten Jagdwaffen der Menschheit, welche zugleich neues Licht auf die Lebensweise des Frühmenschen homo erectus vor 400 000 Jahren werfen. Der homo erectus war demnach kein (reiner) Aasfresser, wie vielfach angenommen wurde, sondern ein geschickter (Großwild)jäger. Vor allem aber sind die Speere indirekte Belege dafür, dass homo erectus ein planendes Wesen war: Die Waffen mussten fachgerecht hergestellt werden, die Organisation der Jagd, wie Zeitpunkt und Ablauf, mussten bis in die Details verabredet werden. Nach der Jagd mussten die Tiere rasch zerlegt werden, um das Fleisch zu sichern, möglicherweise zu konservieren, sowie Felle und Sehnen zu gewinnen. All das konnte nur in einem Team, einer auf Kooperation basierenden Gruppe funktionieren.



■ Abb. 4.



3 Skelettreste aus dem Neanderthal bei Düsseldorf

(Nordrhein-Westfalen)

1856 wurden im Neandertal bei Düsseldorf Skelettreste gefunden, unter denen besonders der Schädel mit seinen ausgeprägten Überaugenwulsten (Abb. 5) Verwunderung hervorrief. Der Fund wurde für eine frühe Menschenart, den *homo neanderthalensis*, namensgebend. Heute sind Überreste von etwa 300 Neandertalern zwischen dem Atlantik und Mittelasien bekannt. 1856 jedoch führten die Skelettreste zu einer scharfen Kontroverse. Der Geologe Johann Carl Fuhlrott und der Anatom Hermann Schaffhausen hielten die Knochen für „das älteste Denkmal der früheren Bewohner Europas“, während der berühmte Berliner Arzt, Archäologe und Parlamentsabgeordnete Rudolf Virchow die Ansicht vertrat, es handle sich um die krankhaft veränderten Knochen eines modernen Menschen. Während in England der Fund aus dem Neandertal rasch Beachtung fand, so auch in Charles Darwins 1871 veröffentlichtem Buch „The Descent of Man“, blieb die Fachwelt in Deutschland unter Virchows Einfluss bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurückhaltend.

1997 wurde die Fundstelle im Neandertal wiederentdeckt und bei Grabungen Knochen freigelegt, die 1856 übersehen worden waren und zu dem damals gefundenen Skelett gehören. Außerdem konnten Knochen von zwei weiteren Neandertalern identifiziert werden. Der Tote im Neandertal war nach einem Bruch seines linken Arms zeitlebens körperlich eingeschränkt. Er wurde aber von den Mitgliedern seiner Gruppe unterstützt und schließlich in einem Grab beigesetzt. Die Neandertaler sorgten sich nicht nur um die Schwächeren in der Gruppe, sondern auch um ihre Toten. Im französischen La Ferrassie fand sich sogar ein kleiner Friedhof mit acht Gräbern.

Homo neanderthalensis war teilweise ein Zeitgenosse des modernen Menschen. Der Tote aus dem Neandertal gehört zu den jüngsten Neandertalern in Mitteleuropa und lebte vor etwa 42 000 Jahren. Die Neandertaler waren, wie jüngere Untersuchungen gezeigt haben, vor allem erfolgreiche Jäger: Fleisch bildete den wichtigsten Bestandteil ihrer Nahrung.

Schon lange sieht man in den Neandertalern keine affenähnlichen Wesen mehr. Ihre soziale Kommunikation und ihre technischen Fähigkeiten rücken sie in die Nähe zum modernen Menschen. Dem Neandertaler wird sein Menschsein heute nicht mehr abgesprochen. Warum er verschwand, ist seit langem umstritten. Zuletzt wurde die These favorisiert, dass kurze und extreme Kälteeinbrüche (sog. Heinrich-Ereignisse) schließlich das Überleben des Neandertalers um 40 000 vor heute unmöglich gemacht haben könnten.

■ Abb. 5.



4 Der Löwenmensch aus der Höhle "Hohlenstein-Stadel" im Lonetal, Alb-Donau-Kreis (Baden-Württemberg)

Zu den großartigsten Kunstwerken des Paläolithikums gehört die Elfenbeinstatue aus dem Hohlenstein-Stadel auf der schwäbischen Alb. Es ist ein Mischwesen: halb Mensch, halb Löwe.

Im Sommer 1939 wurden bei Ausgrabungen am Hohlenstein-Stadel zahlreiche Bruchstücke eines bearbeiteten Mammutstoßzahns gefunden, jedoch nicht als Reste einer Figur erkannt. Die Grabung musste im Sommer 1939 abgebrochen werden. Der Grabungsleiter hatte bereits den Einberufungsbehl für den Krieg in der Tasche, den Deutschland am 1. September mit dem Angriff auf Polen vom Zaun brach. Erst 1969 wurde bei der Inventarisierung der Funde im Museum die Bedeutung der Fragmente erkannt und die 200 Bruchstücke rasch zusammengesetzt. 1988 konnten weitere Fragmente, die zwischenzeitlich aufgetaucht waren, an die Figur angefügt werden.

Die mit 28 cm ungewöhnlich große Statuette vereint menschliche Züge, wie die aufrechte Körperhaltung, mit dem Kopf und den Extremitäten einer Raubkatze. Vieles an der Figur bleibt rätselhaft, selbst ob sie weiblich oder männlich ist, kann nicht eindeutig entschieden werden. Die Figur konnte nicht frei stehen, sondern musste an eine Wand angelehnt werden.

Es liegen zwei Datierungen vor, die nahelegen, dass die Statuette etwa 32 000 Jahre alt ist. Sie ist damit eines der ältesten vollplastischen Bildwerke, das man kennt. Nur zwei Kilometer vom Hohlenstein entfernt, fanden sich in der Vogelherdhöhle mehrere kleine Löwen- und Mammutfiguren aus Elfenbein.

Figürliche Plastiken sind erst ca. 35 000 vor heute nachgewiesen, und die Funde von der Schwäbischen Alb sind gegenwärtig die ältesten. Etwa zur gleichen Zeit sind die bewegten und kompositorisch großartigen Malereien aus der Grotte Chauvet in Frankreich entstanden. Alle diese künstlerischen Ausdrucksformen sind mit dem anatomisch modernen Menschen verbunden. Figürliche Plastiken und Malereien des Neandertalers sind hingegen unbekannt, doch besteht die Möglichkeit, dass er Bildwerke aus Holz oder anderen vergänglichen Materialien hergestellt hat. Der anatomisch moderne Mensch begann, gemessen an seinem ersten Auftreten, erst spät mit der Produktion von kleinen und großen Kunstwerken, wofür vermutlich soziale Gründe ausschlaggebend waren. Die Sammler und Jäger konnten ihre Erfahrungen, ihre Sicht auf die Welt in den Plastiken und Wandgemälden nun dauerhaft dokumentieren und z. B. in Übergangsriten immer wieder nutzbar machen.



5 Frauenstatuetten aus Nebra, Burgenlandkreis

(Sachsen-Anhalt)

Die drei kleinen, nur 5,2 bis 6,6 cm hohen Figuren wurden 1962 auf einem Wohnplatz von Jägern des späten Jungpaläolithikums (12.-11. Jahrtausend v. Chr.) gefunden. Zwei Figuren fanden sich auf dem Boden von Gruben. Die dritte Statuette lag in einer mittels sechs senkrecht gestellter Steinplatten gebauten Kiste, die mit einer Sandsteinplatte abgedeckt war und Steinwerkzeuge und Tierknochen enthielt. Sowohl die Gruben als auch die Steinkiste waren mit Ocker rot gefärbt.

Die stark schematisierten Statuetten zeigen einen menschlichen Körper in der Seitenansicht bzw. als Silhouette. Die ausnahmslos ohne Kopf dargestellten Statuetten besitzen einen schlanken Körper und weisen ein stark betontes Gesäß auf. Sie sind in der Regel unverziert. Allgemein wird angenommen, dass es sich um Frauendarstellungen handelt, da vereinzelt Brüste angedeutet sind. Insgesamt sind gegenwärtig etwa 95 Statuetten vergleichbarer Form von 17 Fundplätzen zwischen Südwestfrankreich und der Ukraine bekannt. Die Länge dieser Figuren variiert: Zu den kleinsten gehören mit 1,5 cm Anhänger aus Petersfels und mit 21 cm ist eine Figur aus Andernach das bislang größte Exemplar. Die weite Verbreitung vergleichbar gestalteter Figurinen belegt eindrucksvoll den Austausch und die Kommunikation zwischen den mobilen jägerischen Gruppen.

Aus Gönnersdorf im Rheinland sind Gravierungen auf Schieferplatten bekannt, die sehr ähnliche Figuren zeigen. Die formale Übereinstimmung zwischen den plastischen und den gravierten Frauendarstellungen gibt Anlass zu Überlegungen zur einstigen Aufstellung der plastischen Bildwerke. Bemerkenswert ist nämlich bei den Gravierungen von Gönnersdorf, dass nicht nur eine Frau alleine dargestellt wird, sondern dass sie zu mehreren gruppiert sind. Diese Gravierungen werden daher auch als Tanzszenen gedeutet. Analog hierzu wäre daran zu denken, dass auch die plastischen Figürchen szenisch angeordnet werden konnten. Dies wiederum verweist auf die Möglichkeit, die Statuetten mit Ritualen und Festen zu verbinden, die zu den Aktivitäten während der längeren Aufenthalte der Jägergruppen in ihren Winterlagern gehörten.



6 Frauengrab aus Bad Dürrenberg, Landkreis Merseburg-Querfurt (Sachsen-Anhalt)

Mit der langsamen Erwärmung nach dem Ende der letzten Eiszeit veränderten sich die Lebensbedingungen für die Menschen grundlegend. Die bisher in den Tundren dominierenden Tiere, beispielsweise die Mammuts und Rentiere, verloren wegen der sich in Mitteleuropa großflächig ausbreitenden Wälder ihre natürlichen Lebensräume. Die Zeit der großen Pferde- und Rentierherden war vorbei. Damit mussten auch die Jäger und Sammler ihre Strategien verändern. Andere Tiere, wie der Rothirsch und das Wildschwein, wanderten ein. Der Fischfang begann eine größere Rolle zu spielen.

In diese Phase des Mesolithikums (Mittelsteinzeit), vermutlich in die erste Hälfte des 7. Jahrtausends v. Chr., gehört ein außergewöhnliches Grab, das als Bestattung einer Schamanin gedeutet wird. Die Tote war in einer 30 cm dicken Schicht aus Röteln, einem mineralischen Farbstoff, eingebettet. Zusammen mit der jungen Frau war ein höchstens zwölf Monate altes Kind bestattet worden. Zu den Beigaben, die der Toten ins Grab gelegt wurden, gehören mehrere Feuersteinklingen, zwei Knochennadeln, eine Geweihhacke, ein geschliffenes Steinbeil und mehrere Schmuckplatten aus Hauern des Wildschweins. Daneben fanden sich zwei Knochen eines Kranichs, ein Knochen eines Bibers und eines Rothirschs, 16 Schneidezähne des Rothirschs, zwei zusammenpassende Schädelfragmente mit Geweih von einem Reh, Panzerbruchstücke von mindestens drei Sumpfschildkröten und 120 Fragmente von Flussmuscheln. In einer Hülse aus Kranichknochen fanden sich 31 sehr kleine Feuersteinklingen (Abb. 6). Die gezeigte Rekonstruktion der Schamanin basiert auf der Lage der Fundstücke im Grab.

Die reichen und auch ungewöhnlichen Beigaben haben schon bald nach der Auffindung des Grabes an die Bestattung einer Schamanin denken lassen. Bei der Neuuntersuchung des Skeletts vor wenigen Jahren stellte sich heraus, dass der erste Halswirbel der Frau eine Fehlbildung aufweist, die zu Lähmungen und Bewegungsstörungen führen konnte. Daher wird vermutet, dass es dies der Frau möglicherweise erleichtert hat, Ekstasezustände absichtlich herbeizuführen. Solche Ekstasetechniken sind die Voraussetzung für die grenzüberschreitende Reise des Schamanen, durch die sie in die jenseitige Welt der Geister gelangen können.



Abb. 6.



7 Tönernes Schwein aus Nieder-Weisel, Wetteraukreis (Hessen)

Ab etwa 10 000 v. Chr. vollzog sich in der Zone des Fruchtbaren Halbmonds, d. h. von der Levante über das anatolische Taurusgebirge im Westen bis zum Zagrosgebirge im Osten, ein grundlegender Wandel des Lebens. Die Jäger begannen sesshaft zu werden und feste Häuser zu bauen. Die Jagd spielte eine zunehmend geringere Rolle. Stattdessen begann man Tiere zu domestizieren, zuerst Schafe, Ziegen und Schweine, später auch Rinder. Das Sammeln von Pflanzen wich dem Anbau kultivierten Getreides. Dieser Prozess vollzog sich über einen längeren Zeitraum von etwa 2000 Jahren.

Ab etwa 7000 v. Chr. breitete sich die neue bäuerliche Lebens- und Wirtschaftsform etappenförmig nach Europa aus: Zuerst wurden Westanatolien und Griechenland erfasst, später die gesamte Balkanhalbinsel. Um 5600 v. Chr. wurde dann sehr rasch der gesamte Raum zwischen dem westlichen Karpatenbecken, etwa vom Plattensee bis zum nördlichen Oberrhein, und dem Nordrand der Mittelgebirgszone durch Bauern aufgesiedelt. Für diesen Raum sind Tongefäße charakteristisch, die wegen ihrer kurvigen Bandmuster auch als Linienbandkeramik bezeichnet wird.

Die ersten Bauern in Mitteleuropa begannen Wälder zu roden, um Felder und Weideflächen zu gewinnen. Die charakteristischen bis zu 40 m großen Langhäuser boten Platz für mehrere Familien und vermutlich auch für das Vieh. Genetische Untersuchungen zeigen, dass die domestizierten Tiere, Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, welche die Siedler mitbrachten, letztlich auf Wildformen im Fruchtbaren Halbmond zurückgehen. Schweine rangieren zahlenmäßig in den frühneolithischen Siedlungen hinter Rindern und Schafen. Im Laufe der Entwicklung begann aber die Schweinehaltung in Mitteleuropa wegen der günstigen Ernährungsgrundlagen zunehmend an Bedeutung zu gewinnen. Bei den neolithischen Schweinen handelt es sich um relativ kleine Tiere mit einer Schulterhöhe von 70-80 cm.

Das Schwein von Nieder-Weisel in der hessischen Wetterau ist eine Hohlplastik, 14,5 cm lang und 7 cm hoch. Der Körper ist mit Ritzlinien verziert (Abb. 7), die ursprünglich mit roter und weißer Paste gefüllt waren und der kleinen Figur Farbe verliehen. Die für die jüngere Phase der Linienbandkeramik typische Linienzier hat aber sicherlich nicht bloßen Dekorationswert, sondern auch symbolische Bedeutung. Tönerne Tierfiguren gehörten zum Symbolgut der frühneolithischen Siedler, das in den balkanischen Vorgängerkulturen eine bedeutende Rolle spielte. In Mitteleuropa wurde die Herstellung von Tonfiguren jedoch bald aufgegeben.

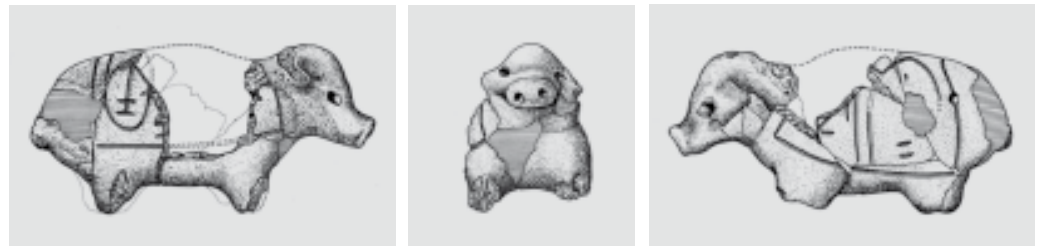


Abb. 7

8 Kopf aus Nidderau-Ostheim, Main-Kinzig-Kreis (Hessen)

Zu den kulturellen Besonderheiten des Neolithikums in Südosteuropa gehört die Herstellung von kleinen tönernen menschenförmigen Plastiken. Sie waren Bestandteil eines ganzen Bündels von Innovationen, welches ab 6000 v. Chr. auf der Balkanhalbinsel mit der Einführung der bäuerlichen Lebensweise verbreitet wurde. Zu diesen Neuerungen, die allesamt zwischen dem 10. und dem 7. Jahrtausend v. Chr. in Ostanatolien und der Levante entwickelt worden waren, gehörten u. a. Tongefäße, geschliffene Steinbeile, domestizierte Tiere (Rind, Schwein, Schaf und Ziege) und kultivierte Pflanzen (Getreide). Die Tonplastiken waren sicher mehr als bloßes dekoratives Beiwerk, sondern vielmehr ein Ausdruck des Selbstverständnisses und der Selbstvergewisserung dieser frühbäuerlichen Gesellschaften.

Während aus Südosteuropa Tausende von tönernen Statuetten überliefert sind, kennt man aus dem gesamten Verbreitungsraum der Linienbandkeramik zwischen Ungarn und Holland nur etwa 200 Fragmente von Statuetten. Das nur vier Zentimeter hohe Köpfchen aus Nidderau besitzt eine dunkle, fast schwarze Oberfläche, in der die als Magerungspartikel verwendeten Steine durchscheinen. Das Gesicht dominieren die beiden nicht ganz auf gleicher Höhe liegenden Augenhöhlen und die hoch ansetzende, langschmale und teilweise abgebrochene Nase. Die eigentlichen Augen waren vermutlich durch organische Einlagen dargestellt. Möglicherweise ist eine schmale waagrechte Kerbe als Mund der Statuette zu deuten, sicher ist dies jedoch nicht. Besonders auffällig ist die Sorgfalt, mit der die Haare dargestellt sind. Am Hinterkopf und an den Seiten sind herabfallende Haarzöpfe angegeben, während auf dem Schädel zwei Haarzöpfe hufeisenförmig ausgelegt sind. Die ganze Haarpracht wird durch eine tiefe Linie umrahmt, welche als ein Haarband zu verstehen sein könnte. Die Statuette wurde um die Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. hergestellt.

Die neolithischen Kleinplastiken sind ein bedeutender Teil der prähistorischen Bilderwelt. Sie stehen genealogisch zwischen der jägerischen Plastik des Jungpaläolithikums auf der einen und der Kunst der frühen Hochkulturen in Ägypten und im Zweistromland auf der anderen Seite. Es ist ein komplex figuraler Kunst, der sich bei aller stilistischen Mannigfaltigkeit durch ein begrenztes Repertoire von Darstellungstypen auszeichnet, welche eine bis auf das 10. Jahrtausend v. Chr. zurückgehende kanonische Bildformel variieren.



9 Wanddekoration aus Ludwigshafen-Seehalde,

Kr. Konstanz

(Baden-Württemberg)

JUNGSTEINZEIT

Während verschiedener Abschnitte des Neolithikums waren die Uferzonen der Seen rings um die Alpen besiedelt. Die vorzüglichen Erhaltungsbedingungen haben zur Konservierung des Bauholzes der Häuser, aber auch zahlreicher Alltagsgegenstände aus organischen Materialien beigetragen.

Durch die Jahrringbestimmung (Dendrochronologie) der Bauhölzer lässt sich die Errichtung von Häusern jahrgenau bestimmen. Es ist gelungen, eine komplette Sequenz der charakteristischen Jahrringe von Bäumen in Mitteleuropa aufzubauen. Heute reicht die Eichenchronologie bis 8480 v. Chr. zurück. An die Eichenchronologie ist eine frühholozäne Kiefernchronologie angeschlossen, die den Zeitbereich 7959-9931 v. Chr. abdeckt. Damit ist eine lückenlose 12 000 Jahre umfassende Jahrringchronologie hergestellt.

Die jungsteinzeitlichen Siedlungen am Bodensee können auf diese Weise zeitlich sehr genau bestimmt werden. So stammen die Funde aus der Ufersiedlung Ludwigshafen-Seehalde am Bodensee, die der älteren Pfyner Kultur angehören, aus den Jahren 3869 bis 3824 v. Chr. Die beiden fast lebensgroßen Brüste waren Bestandteil einer verputzten Rutenflechtwand eines Hauses. Der Verputz war mit dem Relief und weißer Farbe verziert. Es zeigen sich Winkelbänder, Dreiecke, Kreise und Punktfelder, die sich zu einem Gesamtdekor vereinigen (Abb. 8). Wegen der Verzierung und der Brüste hat man daran gedacht, dass es sich um einen Kultbau handeln könnte. Die weiblichen Brüste werden mit Vorstellungen von Fruchtbarkeit verbunden: Sie seien übersät mit weißen Punkten, „dem Doppelsymbol der Fruchtbarkeit: ein Sternenregen, der die Menschenfrauen beglückenden himmlischen Mächte und die Milch der großen Sternenstraße“ (Müller-Beck). Das demonstrative Zeigen der Brüste lässt sich aber auch als ein Abwehrzauber verstehen.

Man brachte in dieser Zeit plastische weibliche Brüste aber nicht nur an Hauswänden an, sondern verzierte in entsprechender Weise auch zahlreiche Tongefäße, sowohl flaschenartige Gefäße als auch kleine Töpfe und Krüge. Die Idee, durch die plastischen Brüste die Tongefäße letztlich zu weiblichen Körpern zu machen, hat eine bis in das 6. Jahrtausend v. Chr. zurückreichende Tradition und war im 4. Jahrtausend nicht nur in Süddeutschland, sondern auch in der Schweiz und im Karpatenbecken weit verbreitet.

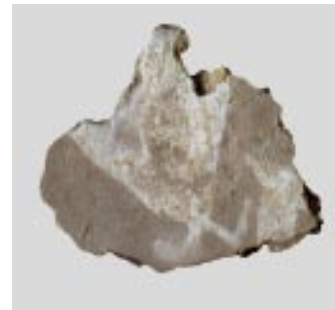


Abb. 8.

10 Jadebeile aus Mainz-Gonsenheim

(Rheinland-Pfalz)

Zu den faszinierendsten Objekten des 5. und 4. Jahrtausends v. Chr. gehören die Jadebeile. Sie sind mit großer Präzision gefertigt, perfekt poliert und meistens nahezu makellos erhalten. Man findet sie in weiten Teilen West- und Mitteleuropas. Vor allem in der Bretagne spielten sie als Grabbeigabe eine wichtige Rolle. Auf den Tragsteinen der Megalithgräber sind sie in großer Zahl im Relief abgebildet.

Lange Zeit rätselte man über die Herkunft der Jade und dachte im 19. Jh. sogar an Verbindungen nach China. Erst vor wenigen Jahren wurden die prähistorischen Steinbrüche in den Westalpen wiederentdeckt. Mittels naturwissenschaftlicher Messverfahren ist es nun sogar möglich, die Herkunft von Jadebeilen aus ganz bestimmten Steinblöcken zu ermitteln. Für die Rekonstruktion der Austauschsysteme im steinzeitlichen Europa wird dies völlig neue Dimensionen eröffnen.

Die ersten Jadebeile traten etwa zur selben Zeit auf, als in Südosteuropa erstmals Beile aus Kupfer hergestellt wurden und an einigen Jadebeilen lässt sich erkennen, dass anscheinend versucht wurde, die kupfernen Beile zu imitieren. Die ausgezipfelte Schneide des Beils aus dem südwestfranzösischen Pauilhac (Abb. 9) ist bei einem Steinbeil widersinnig. Bei einem Kupferbeil entsteht sie durch das Aushämmern und Schärfen der Schneide.

Die fünf Beile wurden bereits 1850 auf einer Anhöhe, dem Kästrich bei Gonsenheim, gefunden und steckten nach Angaben der Finder in einem Lederfutteral. Sie besitzen einen spitzen Nacken und nur mäßig scharfe oder stumpfe Schneiden. Die Beile sind sehr flach, nämlich nur zwischen 1,1 und 2,3 cm dick. Die Oberfläche ist überaus sorgfältig geschliffen und poliert. Natürlich handelt es sich nicht um Arbeitsbeile, mit denen man Bäume fällte, sondern um Prunkbeile, welche man sorgfältig aufbewahrte. Das erwähnte Lederfutteral war schon notwendig, um die Schneiden vor Bestoßungen zu schützen. Die Beile aus Mainz-Gonsenheim wurden irgendwann im 4. Jahrtausend v. Chr. als Opfergaben an die übernatürlich gedachten Mächte niedergelegt.

Obwohl sie keinen unmittelbaren praktischen Wert als Werkzeug hatten, waren die Jadebeile alles andere als nutzlos. Soweit sich aus ethnographischen Quellen erschließen lässt, wurden große Prunkbeile vor allem für Zahlungen und Leistungen unterschiedlichster Art verwendet. Auf Neu-Guinea waren sie ein wichtiger Bestandteil der Brautpreiszahlungen. Das bedeutet vereinfacht gesagt, dass man nur heiraten konnte, wenn man solche Prunkbeile besaß. Dieser simple Mechanismus setzte eine Vielzahl von sozialen Aktivitäten in Gang, durch die man sich in den Besitz solcher Prunkbeile brachte.

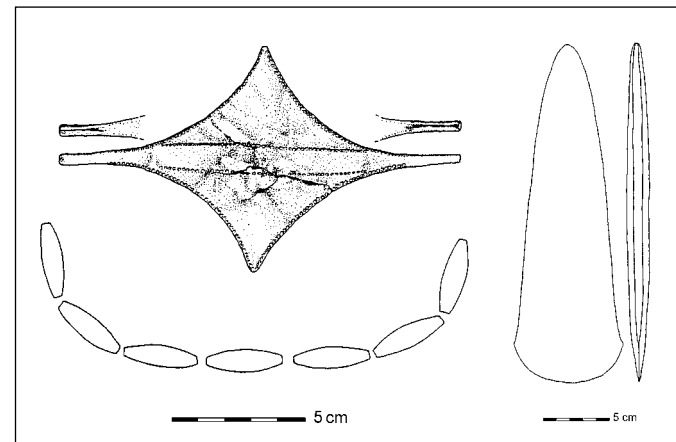


Abb. 9.

11 Kupferfund aus Riesebusch, Kr. Eutin

(Schleswig-Holstein)

Das Beil und die Spiralen aus Riesebusch kamen wahrscheinlich um 3500-3400 v. Chr. in den Boden und gehören damit zu den ältesten Zeugnissen für die Verwendung von Kupfer in Norddeutschland. Die Herkunft des Metalls ist noch nicht sicher zu bestimmen, doch vermutlich stammt es aus dem südostalpinen Raum. Das Beil wiegt über 500 Gramm, die Schmuckspiralen etwa 50-70 Gramm. Berücksichtigt man die ursprünglich zum Fund gehörigen, heute aber verlorenen Spiralen, so wurde über ein Kilogramm Kupfer deponiert. Beil und Spiralen stellen wahrscheinlich eine Gabe für die übernatürlich gedachten Mächte dar und nur diejenigen, die bereits in dieser Zeit das große Rad drehten und „internationale“ Kontakte hatten, konnten sich in den Besitz solch einer beträchtlichen Menge Kupfers setzen. Das bedeutete aber auch, dass nur sie mit diesen Mächten durch das Darbringen so wertvoller Gaben soziale Verpflichtungsverhältnisse eingehen konnten. Denn im System der Gabe gibt es drei Verpflichtungen: das Geben, das Annehmen der Gabe und das Erwidern der Gabe. Von den übernatürlich gedachten Mächten hatten die Opfernden also besonders große Geschenke zu erwarten. Das Kupfer, das mit dem Stein konkurrierte, hatte von Anfang an eine soziale Signifikanz als Tauschmittel, Gabe und Opfer.

Dennoch liegt hier nicht das ganze Geheimnis der Karriere des Metalls. Das Metall hat vielmehr auch ganz praktische Vorteile, die man von Anfang an zu schätzen wusste. Es ist die Wiedereinschmelzbarkeit des Metalls, das es als Werkstoff so beliebt machte. Jede zerbrochene Axt konnte wieder eingeschmolzen und zu einer neuen Axt gegossen werden. Aus einer zerbrochenen Axt ließ sich bei Bedarf aber auch ein Armring oder ein Meißel gießen. Das Metall vereint also zwei bemerkenswerte Eigenschaften, die dem Stein oder anderen Materialien abgehen: Wiederherstellung und Konvertibilität. Dies hatte erhebliche ökonomische und soziale Konsequenzen. Wer den Zugriff auf das Metall kontrollierte, bekam auch entsprechenden Einfluss auf die Gesellschaft.

Mit der Möglichkeit des Wiedereinschmelzens und des Herstellens eines neuen Gegenstands war eine neue Qualität in die Welt gekommen: Das erste Mal war ein Stoff im Umlauf, der sich (fast) nicht verbraucht. Einmal bergmännisch gewonnen und verhüttet, konnte das Metall immer wieder aufs Neue für die Herstellung von Objekten eingesetzt werden. Es ließ sich also (im Unterschied zu zerbrochenen Steinbeilen) auch sinnvoll akkumulieren. Alles konnte wiederverwendet werden, und das meiste wurde auch wiederverwendet.



12 Megalithgrab von Stöckheim, Altmarkkreis Salzwedel (Sachsen-Anhalt)

Monumentale Gräber aus großen Steinen, sog. Megalithgräber (griechisch mégas = groß und líthos = Stein), baute man in Europa schon seit dem 5. Jahrtausend v. Chr. z. B. in Portugal und in Westfrankreich. Aber um die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. setzte im nördlichen Mitteleuropa explosionsartig der Bau von Megalithgräbern ein. Sie wurden aus großen Findlingen gebaut, die von den Gletschern während der Eiszeiten aus Skandinavien nach Süden bewegt wurden. Man schätzt, dass in Dänemark zwischen 3450 und 3070 v. Chr. etwa 25 000 Megalithgräber gebaut wurden. Jens Lüning beschreibt dieses Phänomen so: „Religiöses Wissen verbunden mit Wissen über Statussymbolik konnte sich in kürzester Zeit über große Teile Europas ausbreiten, die Oberschicht mit sich reißen und gewaltige Energien freisetzen. Dieses Wissen übersprang von Portugal bis Südschweden zahlreiche geographische und kulturelle Grenzen. Es war ein internationaler Stil, der (...) große Teile Europas vereinigte und aus ihnen einen Raum mit gemeinsamer Erfahrung machte. Nach diesen 400 Jahren, d. h. um 3100 v. Chr. sahen die betroffenen Regionen Europas anders aus als vorher. In einem uns unvorstellbaren Maße war dieser Teil des Kontinents mit Denkmälern übersät.“

Man kann sich das heute nur schwer vorstellen, denn die meisten Megalithgräber sind in den vergangenen beiden Jahrhunderten völlig zerstört oder zumindest stark beschädigt worden. Häufig wurden sie gesprengt und die Steine für den Straßenbau verwendet. Die Grabkammer des Großsteingrabes von Stöckheim ist ca. 9 x 2 m groß und bestand aus 16 Wandsteinen und vier Decksteinen. Die Steine der Grabumfassung fehlen fast völlig. Das Megalithgrab von Kleinenkneten (Abb. 10) wurde nach der Ausgrabung in seinen ursprünglichen Zustand wiederhergestellt. Der Hügel ist 49 m lang und 7 m breit und besteht aus der eigentlichen Grabkammer mit einer Länge von 6 m und einer Breite von 1,2-2m. Bis zu den Decksteinen war das Grab von einem Hügel bedeckt, der durch die lange Reihe der Umfassungssteine begrenzt wurde.

Durch einen Gang konnte man immer wieder in die Grabkammer gelangen. Die Großsteingräber bargen in der Regel mehrere, sukzessive eingebrachte Bestattungen. Trotz der großen Zahl von solchen Bauten dürfte dennoch nur ein kleiner Teil der Bevölkerung in ihnen bestattet worden sein.



Abb. 10.

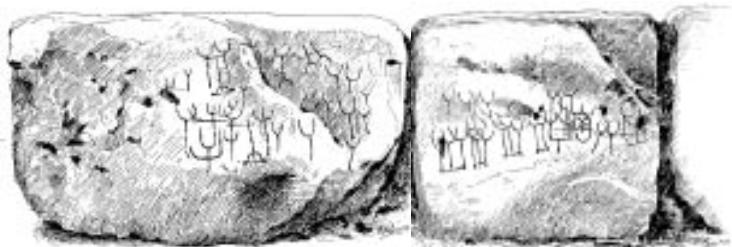


13 Wagendarstellung in einem Megalithgrab bei Züschen, Schwalm-Eder-Kreis (Hessen)

Spätestens um 3400 v. Chr. begann man auch am Nordrand der Mittelgebirge megalithische Grabanlagen zu errichten. Im Unterschied zur Norddeutschen Tiefebene konnte man in den Mittelgebirgen genügend Material für den Bau solcher Gräber aus Steinbrüchen gewinnen. Im Grab von Züschen bilden deshalb große Sandsteinplatten die Wände. Mit 20 Metern Länge gehört es zu den größeren Anlagen vergleichbarer Bauweise, die auch aus Ostwestfalen und dem Pariser Becken bekannt sind. Der Eingang lag an der Schmalseite, wo ein großer „Türlochstein“ aufgestellt war: eine Steinplatte mit einer kreisrunden Öffnung, durch die man hindurchkriechen musste, wenn man das Grab aufsuchte bzw. eine neue Bestattung einbrachte. In Züschen fanden sich 27 Individuen in der Grabkammer, andere Gräber wiesen bis zu 250 Bestattungen auf.

Im Züschener Grab finden sich zahlreiche bildliche Darstellungen von Rindergespanssen (Abb. 11). Auf der abgebildeten Platte erkennt man links und rechts die großen Hörner der beiden Rinder, deren Körper als einfache senkrechte Striche gezeichnet sind. Beide Rinder sind durch eine horizontale Linie verbunden, die ein Joch darstellt. In der Mitte zwischen den beiden Rindern ist ein zweirädriger Wagen mit seiner langen Deichsel zu erkennen. Die Gravierungen von Züschen gehören zu den ältesten Wagendarstellungen in Europa: Vergleichbare Zeichen kennt man auch aus Westfalen, Polen und der Ukraine. Nicht nur Rad und Wagen breiteten sich um die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. in Europa rasch aus. Auch die reduzierten zeichenhaften Darstellungen lassen einen überregionalen Darstellungscodes für die neuartigen Gefährte erkennen.

Die zweite Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. war eine ungewöhnlich dynamische Entwicklungsphase, in der neben Rad und Wagen auch andere Innovationen aufkamen. Hierzu gehören die Domestikation des Pferdes und die Züchtung des Wollschafs. Daneben verleihen neue technische Verfahren in der Metallurgie Impulse. Zu den Innovationen dieser Zeit gehören schließlich auch der Bau von Megalithgräbern und das Aufstellen von steinernen Statuen.



■ Abb. 11.



14 Holzrad aus Alleshausen, Kr. Biberach (Baden-Württemberg)

Das Rad von Alleshausen, „Grundwiesen“ fand sich in einer Siedlung am Ufer des Federsees, wo sich im feuchten Bodenmilieu organische Reste, wie Holz, gut erhalten haben (Abb. 12). Die Siedlung wird in die Zeit zwischen 3020 und 2700 v. Chr. datiert. In den vergangenen Jahren sind zahlreiche Radfragmente in Seeufersiedlungen im zirkumalpinen Raum bekannt geworden. Es handelt sich um Vollscheibenräder mit rechteckigem Achsloch, die gewöhnlich aus zwei Segmenten zusammengesetzt und durch eingeschobene Leisten fixiert sind. Die Einschubleisten sind aus Esche, die Räder meist aus Ahorn gefertigt, eine bis heute von Wagenbauern bevorzugte Holzart. Räder und Achse waren starr verbunden, so dass sich die Achse unter dem Wagenkasten drehte. Das älteste derzeit bekannte Scheibenrad dieses Konstruktionsprinzips wurde 2002 zusammen mit einer Achse im Laibacher Moor (Slowenien) gefunden und gehört in die zweite Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr.

Nachweise für den Wagen finden sich aus dieser Zeit in Mesopotamien, dem Kaukasus, dem Karpatenbecken und in Norddeutschland. Die Gesellschaften, die um die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. den Wagen einführten, waren zweifellos verschieden strukturiert, lebten in sehr unterschiedlichen Naturräumen mit unterschiedlichen wirtschaftlichen Strategien und hatten ihre jeweils eigenen kulturellen Bedeutungsgewebe gesponnen. Zumindest um die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. müssen sich die verschiedenen regionalen und sich überlappenden Netzwerke, in welche die Siedlungen eingebunden waren, durch ein hohes Maß an Austausch ausgezeichnet haben.

Dass gerade der Wagen so rasch verbreitet wurde, hat mit seiner unmittelbar einleuchtenden Nützlichkeit zu tun. Die frühen Wagen waren schwer und nicht lenkbar. Sie mögen deshalb vielleicht heute als wenig praktisch erscheinen, zumal ohne funktionierenden Straßenbau in einer durch dichte Wälder bestimmten Landschaft. Der Nutzen dieser Wagen liegt jedoch nicht in ihrem Einsatz im Fernverkehr begründet, sondern in den jeweiligen Siedlungskammern. Auf der lokalen Ebene stellte der Wagen eine enorme Erleichterung beim Einbringen der Ernte dar und ermöglichte dadurch eine erhebliche Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Hierfür lässt sich auch heute noch umfangreiches Anschauungsmaterial in ländlichen Gebieten mit fehlender oder schwacher Motorisierung gewinnen.



■ Abb. 12.

15 Grabfund aus Egeln, Ldkr. Aschersleben-Staßfurt (Sachsen-Anhalt)

Das dritte Jahrtausend v. Chr. ist in Europa durch die großräumige Verbreitung ähnlicher kultureller Erscheinungsformen charakterisiert: In Westeuropa spricht man von der Glockenbecherkultur (benannt nach charakteristischen Tongefäßen), in Mittel- und Nordosteuropa von der Schnurkeramik und im nördlichen Schwarzmeerraum von der Grubengrab- und Katakombengrabkultur (benannt nach typischen Grabformen). In weiten Teilen Europas setzte sich im dritten Jahrtausend auch die Sitte der Einzelbestattung der Toten durch, während vor allem in Nordwesteuropa lange die Bestattung in Kollektivgräbern gepflegt wurde. Dieser Wechsel der Bestattungsform ist tiefgreifend und seine Bedeutung wurde sogar mit der Reformation im 16. Jh. verglichen.

Glaubte man früher in diesen jeweils sehr ähnlichen kulturellen Ausdrucksformen Völker identifizieren zu können, die sich durch Wanderungen ausgebreitet hätten, hat sich heute die Ansicht weitgehend durchgesetzt, dass es sich bei einem jeweils kleinen Set von Objekten, z. B. einem Becher, einer Amphore und einer Axt um Statussymbole von Oberschichten handelt, die gleiche Wertvorstellungen teilten. Dass hierzu ein großer Trinkbecher und eine Waffe gehörten, verweist auf den männerbündischen und latent kriegerischen Charakter dieser Wertvorstellungen, die sicher rasch manifest werden konnten.

Das Grab von Egeln lässt sich nach den ¹⁴C-Daten in die Zeit zwischen 2850 und 2500 v. Chr. setzen. Bestattet war hier ein 30 bis 40jähriger Mann. Der in dem Grab gefundene Becher ist mit umlaufenden Schnurabdrücken verziert. Das auffälligste Stück aber ist die sogenannte Hammerkopfnadel aus Geweih. Sie ist ein in Mitteleuropa ganz ungewöhnliches Stück. Die Hauptverbreitung solcher Nadeln liegt nämlich im nördlichen Schwarzmeerraum zwischen Karpatenbogen und Unterer Wolga, wo sie ein typisches Element der sog. Grubengrabkultur sind. Im Bereich der mitteleuropäischen Schnurkeramik kommen Grabbeigaben aus Metall äußerst selten vor. Um so bemerkenswerter sind der Pfriem und der Dolch. Der kleine Pfriem mit pyramidenförmigem Schäftungsteil wurde nicht in Mitteleuropa hergestellt. Seine Form ist im Nord-schwarzmeerraum und dem Kaukasus geläufig. Für eine kaukasische Herkunft spricht auch, dass er aus Kupfer mit 2,8 % Arsenzusatz hergestellt wurde. Der kleine Dolch ist vermutlich ebenfalls ein Erzeugnis aus dem Nord-schwarzmeerraum. So fand sich in einem Grabhügel der Grubengrabkultur im moldawischen Gradište ein vergleichbarer Dolch mit einem Pfriem mit pyramidenförmigen Schäftungsteil. Die Beigaben aus dem Grab von Egeln sind ein Beispiel für die weiträumigen Kontakte während des dritten Jahrtausends.



16 Kupferäxte aus Mainz und Eschollbrücken, Kr. Groß-Gerau (Rheinland-Pfalz und Hessen)

Während des 3. Jahrtausends v. Chr. waren Werkzeuge, Waffen und Schmuck aus Kupfer, Silber und Gold im Mittelmeerraum und im Karpatenbecken selbstverständlicher Teil des Alltagslebens. Dort wird diese Periode auch als Frühbronzezeit bezeichnet. Nördlich der Alpen hingegen zählen Metallobjekte zu den Seltenheiten in archäologischen Kontexten dieser Zeit. In Gräbern wurden nämlich nur ausnahmsweise Metallobjekte niedergelegt. Meist handelt es sich um kleine Pfieme sowie verschiedene Formen des Blechschmucks. Deshalb bezeichnet man in Deutschland diese Epoche als Endneolithikum.

Die schweren Kupferäxte sind bemerkenswert, weil sie nicht in dieses einfache Bild passen. Die Axt im Hintergrund stammt aus Eschollbrücken, wo sie vermutlich mit einer weiteren formgleichen Axt in einem Moor als Gabe an die übernatürlich gedachten Mächte niedergelegt worden war. Die größere Axt im Vordergrund stammt aus der Umgebung von Mainz und ist mit parallelen Facetten verziert. Die fragmentierte Axt aus Wenigumstadt (rechts im Bild) ist aus Stein hergestellt. Sie weist ebenfalls Facetten auf und besitzt eine nach unten gezogene Schneide. Diese und vergleichbare Äxte (Abb. 13) können mit dem kulturellen Zeichensystem der Schnurkeramik verbunden werden, das ab ca. 2750 v. Chr. in weiten Teilen Deutschlands dominant wurde.

In der Zusammenstellung der Äxte auf der Fotografie wird der Vorteil der kupfernen Äxte unmittelbar einsichtig: Zerbrach eine Steinaxt, so musste das ganze Stück stark gekürzt und im schlimmsten Fall eine neue Axt hergestellt werden. Geeignetes Steinmaterial war aber keineswegs überall verfügbar, so dass man für gute Beile auf Tauschpartner angewiesen war, welche über solche Rohstoffe verfügten. Oder man musste, sofern die Steinbrüche frei zugänglich waren, sich selbst in mehreren Tagesreisen mit dem Rohstoff versorgen. Brachen hingegen die Kupferäxte entzwei, konnten die Stücke wieder eingeschmolzen und eine neue Axt hergestellt werden.

Die schweren Kupferäxte stehen in einem gewissen Kontrast zu der verschwindend geringen Zahl von Kupferobjekten aus schnurkeramischen Gräbern. Es stellt sich daher die Frage, ob tatsächlich nur sehr wenig Metall im Umlauf war oder es nur vermieden wurde, den Toten größere Mengen des kostbaren Materials ins Grab zu geben.



Abb. 13.



Abb. 13.

17 Steinstele von Rottenburg-Lindele, Kr. Tübingen (Baden-Württemberg)

In den Jahren zwischen 1984 und 1995 wurde in Rottenburg ein eisenzeitliches Gräberfeld nahezu vollständig ausgegraben. Dabei kamen auch zwei Steinstele zum Vorschein, die man zunächst ebenfalls für eisenzeitlich hielt. Inzwischen hat sich herausgestellt, dass diese Stele in das 3. Jahrtausend v. Chr. zu datieren sind, d. h. als „Antiquitäten“ in den eisenzeitlichen Friedhof gelangten.

Beide Stele zeichnen sich durch sparsamste Andeutung der menschlichen Gestalt aus. Die etwas kleinere der beiden Stele ist bereits antik gebrochen und 123 cm hoch. Bei dieser Figur sind die Augen und die Nase, vielleicht der Mund durch einfache Vertiefungen angegeben. Am Hals dürfte ein Halsring dargestellt sein.

Vergleichbare Bildwerke, häufig mit Darstellungen zahlreicher Waffen, wurden in der zweiten Hälfte des 4. und im 3. Jahrtausend v. Chr. in vielen Teilen Europas, im Kaukasus, im nördlichen Schwarzmeerraum, in den Alpen und in Südwestfrankreich sowie auf der Iberischen Halbinsel errichtet. Die Darstellungselemente sind variabel, aber nicht beliebig. Immer wieder finden sich mehrteiliger Halsringschmuck, die Darstellung des Gürtels sowie verschiedene Waffen, vor allem Dolche und Beile. Waffen werden zuweilen in großer Anzahl dargestellt. Durch diese Merkmale sind die großen anthropomorphen Stele bei allen stilistischen Unterschiedlichkeiten inhaltlich in einen Zusammenhang eingebunden: Es ist vor allem die Darstellung des bewaffneten Mannes.

Die figürlichen Kriegerstele des späten 4. und frühen 3. Jahrtausends stellen ein neues historisches Phänomen dar. Ob es sich bei den Dargestellten um konkrete Verstorbene oder um Heroen, große Vorfahren, handelt, lässt sich im einzelnen nicht genauer bestimmen. Vielleicht vereinten sich in diesen Darstellungen auch mehrere Aspekte. Mit der Wahl des Materials wurden bestimmte Eigenschaften assoziiert: Beim Stein sind dies z. B. Härte und Strenge, Zeitlosigkeit und Dauerhaftigkeit. Zugleich sind diese Elemente schon ein Fingerzeig für den hierarchischen Charakter der Herrschaft, welche hinter diesen Statuen stand und die mit Verlässlichkeit, Konstanz und Unzerstörbarkeit verbunden wurde. Die Stele lassen sich als die ersten anthropomorphen Großplastiken Europas verstehen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends auch in Mesopotamien und Ägypten erstmals Großplastik aus Stein hergestellt wurde.



18 Stabdolche von Melz, Kr. Müritz (Mecklenburg-Vorpommern)



■ Abb. 14.

Zu den bemerkenswertesten Waffen der Frühbronzezeit gehören die sogenannten Stabdolche. Es sind Dolche mit einem breiten Heft, die mit einem längeren Stiel quer geschäftet waren. Man konnte sie also einerseits wie eine Axt handhaben. Andererseits verlängerte man durch den Stiel die Reichweite des Dolchs mit seinen rasiermesserscharfen Klingen, die tiefe, folgeschwere und vermutlich häufig tödliche Wunden zufügten. Die Stabdolche sind zum Töten von Menschen erdacht.

Die Exemplare von Melz wurden 1970 bei Entwässerungsarbeiten in einer feuchten Wiese entdeckt. Bei der Deponierung waren die Schäfte und die Dolchklingen demontriert und zwei Meter voneinander entfernt niedergelegt worden. Aufgrund von ¹⁴C-Daten lassen sie sich in die Zeit zwischen 2100 und 1950 v. Chr. datieren. Sie gehören zu einer relativ späten Gruppe von Stabdolchen in Polen, Mitteldeutschland und Mecklenburg. Die frühesten bekannten Stabdolche sind jedoch bereits in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. zu datieren, ein Beginn

bereits im 4. Jahrtausend v. Chr. ist für einige Exemplare aus Oberitalien nicht auszuschließen. Stabdolche wurden also etwa tausend Jahre hergestellt, bis sie schließlich durch das Schwert verdrängt wurden.

Die meisten Stabdolche sind einzeln oder in selteneren Fällen auch mit mehreren anderen Gegenständen als Gabe für übernatürlich gedachte Mächte in die Erde gekommen. Als Grabbeigabe kennt man sie nur aus wenigen Regionen, z. B. aus frühbronzezeitlichen Gräbern in Südostspanien (El Argar, Fuente Alamo) und aus Gräbern in Mitteldeutschland und Polen.

Die hohe Bedeutung dieser Waffen wird auch durch die Darstellung von Stabdolchen auf der 4,5 m hohen Stele von Tübingen-Weilheim (Abb. 14) dokumentiert. Sie wurde vor wenigen Jahren gefunden und stellt das erste derartige Bildwerk nördlich der Alpen dar.



19 **Himmelscheibe von Nebra, Ldkr. Burgenlandkreis**

(Sachsen-Anhalt)

BRONZEZEIT

Die bronzene Scheibe mit einer einzigartigen Darstellung des Sternenhimmels ist ein Jahrhundertfund. Sie wurde am Ende des 17. Jhs. v. Chr., am Übergang von der frühen zur mittleren Bronzezeit, niedergelegt. Zu diesem Zeitpunkt war sie schon längere Zeit in Gebrauch. Wann sie hergestellt wurde, kann daher nicht sicher bestimmt werden.

Die Scheibe und weitere Objekte waren 1999 durch illegale Schatzgräber aus der Erde geholt worden und standen auf dem Schwarzmarkt zum Verkauf. Unter abenteuerlichen Umständen wurde der Fund 2002 für die Öffentlichkeit und die Wissenschaft gerettet. Die Aussagen der Schatzgräber konnten durch minutiöse archäologische Untersuchungen bestätigt werden. Die Gegenstände waren auf dem Mittelberg bei Nebra zwischen Steinen niedergelegt worden. Nicht nur die außergewöhnlichen Objekte, sondern auch der hervorgehobene Ort sprechen dafür, dass es sich um eine Weihgabe an die übernatürlich gedachten Mächte handelt.

Die Scheibe ist die älteste Darstellung des Himmels: Mehrfach wurde sie umgearbeitet. In der ersten Phase verschlüsselte das Bild eine Schaltregel, die es ermöglichte, das Sonnen- und das Mondjahr in Einklang zu bringen. Diese Regel besagt, dass ein Schaltmonat einzufügen ist, wenn im Frühlingsmonat kein Neulicht, sondern eine wenige Tage alte Mondsichel neben dem Siebengestirn erscheint. In einer zweiten Phase wurden am Rand der Himmelscheibe zwei Goldbögen befestigt, von denen einer heute verloren ist. So konnte man den 21. Juni und den 21. Dezember auf der Scheibe markieren. In einer dritten Phase wurde schließlich ein etwas stärker gekrümmter Goldbogen auf der Scheibe appliziert: ein Schiff, das mit keiner Himmelserscheinung zu erklären ist, sondern ein mythologisches Bild repräsentiert, das in der Bronzezeit auch auf anderen Medien, z. B. den skandinavischen Felsbildern, zu finden ist.

Zusammen mit der Scheibe wurden zwei Schwerter, zwei Beile, ein Meißel und zwei Armspiralen gefunden (Abb. 15). Die Objekte sind in der Region hergestellt worden. Das gilt auch für die Schwerter, die zugleich Einflüsse aus dem Karpatenbecken erkennen lassen. Dort kennt man auch zeitgleiche Weihefunde mit ähnlicher Ausstattung.



Abb. 15.



20 Gürtelblech aus Hünfeld-Molzbach, Kreis Fulda (Hessen)



Abb. 16.

In der mittleren Bronzezeit zwischen 1600 und 1300 v. Chr. wurden viele Gräber durch einen Hügel markiert. Solche Grabhügel (in Osteuropa als Kurgane bekannt) müssen bemerkenswerte Denkmäler in der Landschaft gewesen sein. Oft waren sie in größeren Friedhöfen konzentriert oder in Reihen, wie Perlen auf einer Kette gereiht. Heute sind größere Hügelgräberfelder nur in Heidellandschaften oder Waldgebieten erhalten (Abb. 16). In den landwirtschaftlich genutzten Flächen sind sie hingegen weitgehend verschwunden.

In Hügel 8 des Gräberfelds von Hünfeld, einem relativ kleinen Hügel, fand sich die Bestattung einer etwa zwanzigjährigen Frau. Sie trug zwei Radnadeln, einen Halsring mit Doppelspiralenden, kleine Locken- oder Ohringe, eine Armberge und zwei Armspiralen sowie zwei Beinberge. 29 Blechscheiben waren auf der Kleidung aufgenäht. Auch fanden sich zwei Tierzähne. Die Beigaben zeigen, dass die bestattete Frau überregionale Kontakte hatte, denn einzelne Ringe dürften aus Nordbayern stammen. Besonders bemerkenswert ist jedoch das große Gürtelblech. Es ist mit zwei parallelen Punzbuckelreihen an den Rändern verziert. Zudem finden sich auf der Schauseite zwei aus Rauten und aus vertikalen Buckelreihen gebildete Verzierungsfelder. Mit einer Länge von 49 cm gehört der Gürtel zu den größten Blecharbeiten dieser Zeit in Mitteleuropa und war zweifellos ein extravagantes Accessoire. Große Bronzeblechgürtel wurden zu dieser Zeit vor allem in Niederösterreich und Westungarn hergestellt. Auf Kontakte in diesen Raum deutet auch ein Schwert, das sich bei einer Kriegerbestattung in der Molzbacher Nekropole fand und vermutlich aus einer westungarischen Werkstatt stammt.

Der Gürtel ist durch Treibarbeit entstanden. Ein Gussrohling wurde durch geduldiges Aushämmern schließlich zu einem länglichen Blech verformt. Allgemein sind mittelbronzezeitliche Blecharbeiten selten und kompliziertere Produkte, wie Helme und Gefäße, scheinen gänzlich zu fehlen. Der Molzbacher Gürtel sowie der Neufund eines Helms aus Pilller (Österreich) legen jedoch die Vermutung nahe, dass auch in der Mittelbronzezeit in den Bronzewerkstätten Blecharbeiten in größerem Umfang produziert wurden.



21 Kesselwagen aus Peckatel, Kr. Schwerin

(Mecklenburg-Vorpommern)

Ein Kessel aus Bronzeblech steht auf einem bronzenen Gestell mit vier Rädern. Der Kessel weist einen Mündungsdurchmesser von gut 36 cm auf. Er ist mit mehreren umlaufenden Buckelreihen verziert und besitzt vier tordierte Henkel, die angenietet sind. Die Räder des Untergestells haben einen Durchmesser von 10 cm. Der Kesselwagen war einem Mann im 13. Jahrhundert v. Chr. als Beigabe in sein Grab gelegt worden. Daneben gehörte zur Ausstattung ein goldener Armring, der vermutlich als eine Art Rangabzeichen zu verstehen ist, welches den Toten als einen Häuptling ausweist. Außerdem fanden sich ein Schwert mit bronzenem Griff, das in einer hölzernen Scheide steckte, ein großes Messer, ein Beil und eine Pfeilspitze. Das Schwert zeigt den Bestatteten als einen Mann, der mit Waffen umzugehen verstand und seine führende Position in der Gesellschaft gegebenenfalls auch mit Gewalt verteidigen wollte.

Der Kesselwagen ist ein einzeln gefertigtes Stück. Die Idee, Gefäße auf einem Wagen zu montieren, war aber weit verbreitet. Vergleichbare Wagen sind auch in anderen bronzezeitlichen Kulturlandschaften von den dänischen Inseln bis an die Untere Donau bekannt. Im seeländischen Skallerup fand sich ein Kesselwagen in einem ganz ähnlich wie in Peckatel ausgestatteten Grab. Auch hier trug der Tote einen goldenen Armring, hatte ein Schwert und ein langes Messer. Im unterfränkischen Acholshausen wurden in einem architektonisch ebenfalls aufwändigen Steinkammergrab ein etwas kleinerer Wagen sowie zwei Lanzen spitzen, zwei große Messer und zwei große Blechscheiben beigegeben. Auch im tschechischen Milavče war der Tote mit seinem Schwert und einem Lederpanzer mit Metallbeschlägen als ein Krieger gekennzeichnet. Kesselwagen sind auch aus dem Karpatenbecken bekannt.

Die Bedeutung dieser Kesselwagen wird vielfach im Zusammenhang mit der spätbronzezeitlichen Symbolik gesehen, teilweise werden sie sogar als Kultobjekte interpretiert. Doch lässt sich aus den bekannten Grabkontexten nur erschließen, dass sie der exklusive Besitz von Häuptlingen waren. Dabei überrascht es, wie ähnlich die Toten in Südsandinavien und in Böhmen für ihre letzte Reise ausgestattet wurden. Ob die Kesselwagen im Zusammenhang mit Ritualen standen, für die diese Häuptlinge verantwortlich waren, oder extravaganter Teil des Trinkgeschirrs darstellen, das bei Gastmahlen benutzt wurde, muss allerdings offen bleiben.



22 Goldhut aus Schifferstadt, Kr. Ludwigshafen

(Rheinland-Pfalz)



Der Goldkegel wurde bereits 1835 gefunden. Er stand aufrecht im Boden, angeblich auf einer Platte, die bei der Bergung zerfiel. Drei Bronzebeile sollen auf der nach oben gebogenen Krempe an den Schaft des Kegels angelehnt gewesen sein (Abb. 17). Sie gestatten es, den Fund in das 14. oder frühe 13. Jh. v. Chr. zu datieren. Der 29,6 cm hohe Goldkegel ist aus einem Stück getrieben. Seine Wandstärken betragen

0,1-0,25 cm. Das Gewicht des Goldkegels beträgt 350 Gramm.

Nur zwei weitere ähnliche Goldkegel wurden in Deutschland sowie ein Exemplar in Avanton bei Poitiers in Frankreich gefunden. Auch sie sind aus einem Blechstück gefertigt und bezeugen die hohe Meisterschaft einiger bronzezeitlicher Metallhandwerker.

Die Verzierung besteht aus Buckeln und Kreisen, die sich durch Vergleiche als bedeutender Teil der bronzezeitlichen Symbolik in Mittel- und Westeuropa identifizieren lassen. Das Verzierungsmotiv kam am Beginn der Mittelbronzezeit wohl im westlichen Karpatenbecken auf und erfreute sich bis an das Ende der Spätbronzezeit großer Beliebtheit. Es findet sich nicht nur auf goldenen, sondern auch bronzenen Objekten. Besonders beeindruckend sind große gegossene Scheiben der Spätbronzezeit im Karpatenbecken. Die Schutzfunktion des Symbols wird auch daran erkennbar, dass es sich häufig auf Waffen wie Helmen und auf Schwertern findet. Allgemein wird es als Sonnensymbol verstanden, das auch noch in der frühen Eisenzeit Verwendung fand. Einige Forscher erkennen in der Verzierung der Goldhüte und anderer Blecharbeiten auch Kalender.

In jüngerer Zeit hat sich die Deutung der Goldkegel als Zeremonialhüte bzw. Kronen weitgehend durchgesetzt. In etwas anderer Form finden sich goldene Kopfbedeckungen auch in Irland, wo zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert ein halbes Dutzend Goldkronen mit Krempe zum Vorschein kamen, die aber allesamt eingeschmolzen wurden. Auch in Spanien wurden einfache kapfenförmige Goldhüte gefunden. Man nimmt allgemein an, dass diese westeuropäischen Goldhüte auf Vorbilder aus dem ostmediterranen Raum zurückgehen. Möglicherweise steht hinter den Goldhüten die Idee der Götterkrone im Hethiterreich, was man bereits Mitte des 19. Jahrhunderts vermutete.



23 Helm aus der Oder bei Szczecin

Der bronzene Helm wurde 1909 in der Oder bei Szczecin/Stettin (heute Polen) gefunden. Es handelt sich um einen einfachen 650 Gramm schweren Kappenhelm mit einem Buckeldecor mit symbolischer Bedeutung, das dem Träger vermutlich den Schutz der übernatürlich gedachten Mächte sichern sollte. Große Nieten am Rand dienten der Befestigung des Helmfutters aus Leder und anderen organischen Stoffen. Der Helm wurde im 13. oder 12. Jahrhundert v. Chr. im nördlichen Karpatenbecken gefertigt. An der Oder stellte er zweifellos eine exotische Kostbarkeit dar.

Helme und andere Schutz Waffen (Panzer, Beinschienen, Schilde) kamen in Mitteleuropa spätestens im 13. Jahrhundert v. Chr. auf. Einzelne Funde deuten daraufhin, dass auch schon vor oder um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. Metallhelme in Mitteleuropa bekannt waren. Kammhelme, wie das Exemplar aus Biebesheim (Abb. 18), gehen auf hethitische Vorbilder des 15. Jahrhunderts v. Chr. zurück.

Die Panzerung des Kriegers stellt eine neue Qualität dar. Welch hohe Wertschätzung diesen Rüstungsteilen beigemessen wurde, ist aus der Ilias bestens bekannt. Wir dürfen vermuten, dass bestimmte Merkmale der Schutzbewaffnung, nämlich die Verwendung durch die Mächtigen, die „Individualität“ der Rüstungsteile und ihre symbolische Bindung an den Besitzer bereits in der Bronzezeit wirksam waren. Mit dem Gebrauch der Waffen war die Veränderung des gesamten Körpers verbunden. Das Führen der Schwerter in der Metallrüstung erforderte beständiges Training, welches die Posen und Bewegungen des Körpers prägte. Das Bild des bronzezeitlichen Kriegers wird in der Forschung gegenwärtig neu gezeichnet. Vor wenigen Jahren sprach man noch von den gepanzerten Krieger als „Pan-European Dandys“ oder von den „Helden der Bronzezeit“. Heute denkt man eher an jugendliche Kriegergefolgenschaften, die systematisch Überfälle auf ihre Nachbarn vorbereiteten und gelegentlich auch größere Massaker anrichteten, auf jeden Fall über Jahre die Bevölkerung ganzer Landstriche terrorisieren konnten.

In Westeuropa und im westlichen Mitteleuropa stammen die meisten Helme dieser Zeit aus Gewässern. Sie stellen vermutlich Dankopfer dar. Nach gewonnener Schlacht gehörte ein Teil der Beute der Gottheit, welche das Kriegsglück verliehen hatte. Das Versenken der Gabe in einem Gewässer machte es unmöglich, diese Waffen wieder zu verwenden. Sie blieben damit unwiederbringliches Eigentum der Gottheit.



Abb. 18.

24 Bronzegefäße aus Dresden-Dobritz

(Sachsen)

Zu den wertvollsten Objekten der Spätbronzezeit zwischen 1300 und 800 v. Chr. zählen die Bronzegefäße. Die Tassen, Schalen und Siebe wurden aus einem Blech herausgetrieben und anschließend die breiten bandförmigen Henkel angenietet. Die Formen dieses Blechgeschirrs sind sehr standardisiert und im gesamten Mitteleuropa verbreitet. Sofern Bronzegefäße als Beigabe in Gräber gelangten, handelt es sich meist um Bestattungen von Männern, nur in wenigen Fällen sind sie in Frauenbestattungen nachgewiesen. In jedem Fall handelt es sich um Bestattungen von Angehörigen der sozialen Führungsschicht.

Bronzegefäße sind in Mitteleuropa erst in der ausgehenden Mittelbronzezeit nachgewiesen. Sowohl im Mittelmeerraum als auch im südlichen Skandinavien verwendete man allerdings schon deutlich früher bronzene Gefäße.

Der Fund von Dresden-Dobritz kam 1948 im Bereich einer großen jungbronzezeitlichen Siedlung zum Vorschein. Er besteht aus einem Eimer, einem Sieb, zwei Schöpfkellen und 14 Tassen. Die Gefäße waren in einem großen Tongefäß sorgfältig aufeinander gestapelt worden.

Zumindest ein Teil des Blechgeschirrs, wie z.B. die sternverzierten Tassen und der Eimer, dürften Produkte karpatenländischer Werkstätten sein und stellten im Gebiet des heutigen Sachsen einen wertvollen Besitz dar. Vergleicht man die große Zahl der Gefäße mit dem sparsamen Einsatz des Blechgeschirrs im Bestattungsritual, wo meist nur eine Tasse (oder auch nur ein Sieb) dem Toten mitgegeben wurde, wird der verschwenderische Zug des Dresdener Fundensembles besonders deutlich. Denn immerhin handelt es sich um das Geschirrservice für ein Gastmahl mit 14 Teilnehmern. Der Fund von Dresden-Dobritz ist aber durchaus mit anderen Funden in Mittel- und Norddeutschland sowie dem südlichen Skandinavien vergleichbar. Zwischen dem 13. und 9. Jahrhundert v. Chr. verwendete man zwischen Südkandinavien und dem Karpatenbecken immer wieder die wertvollen Bronzegefäße als Weihgaben für die Götter. Hierzu gehören auch die Weihungen von goldenen Gefäßen (wie der Fund von Eberswalde), die allerdings so gut wie nie zusammen mit bronzenen Gefäßen deponiert wurden.



25 Schwerter aus Hagen-Vorhalle

(Nordrhein-Westfalen)

Schwerter sind die wichtigste Waffe der europäischen Bronzezeit. Seit etwa 1700 v. Chr. erscheinen sie in unterschiedlichen Formvarianten in praktisch allen Teilen Europas. Möglich wurde dies vor allem durch bessere Gießtechniken, wodurch es gelang, längere Klingen herzustellen. Der Zusatz von Zinn zum Kupfer erzeugte nicht nur die goldglänzende Farbe der Bronze, sondern verminderte auch die Blasenbildung des flüssigen Metalls beim Guss. Dadurch entstanden in der Klinge beim Erkalten nicht mehr so viele Hohlräume (Gusslunker), durch die die Klinge bei Hieben leicht brechen konnte. Für die Fertigung eines nicht einmal besonders qualitätvollen Bronzeschwertes im 2. Jahrtausend v. Chr. werden etwa 20 Arbeitstage veranschlagt. Auch wenn Werkstätten mit mehreren Personen in der Lage waren, schneller zu produzieren, so hatten doch die Gießer auch den hohen Ansprüchen der Schwerträger gerecht zu werden.

Vielfach sind auf den Klingen Scharten und Schlagnarben feststellbar, die zeigen, dass die Schwerter im Kampf verwendet wurden und nicht nur reine Prestigeobjekte waren. Es sind nicht nur Symbole, sondern gefährliche Waffen und echte Zwangsmittel.

Am Fuße des Kaisbergs bei Hagen wurden 1876 drei etwa 85 cm lange und 1050 Gramm schwere Schwerter gefunden. Der Griff bestand ursprünglich aus zwei flachen Platten aus Knochen oder Holz, die auf die bronzene Griffzunge genietet wurden. Die Klingen der Langschwerter sind reich verziert (Abb. 19). Schwerter dieser Form sind vor allem in Westeuropa bekannt. Sie sind in das 10. Jahrhundert v. Chr. zu datieren, wurden möglicherweise aber auch noch später verwendet.

Schwerter sind in vielen Fällen als Opfergabe an die imaginären Mächte in den Boden gelangt. Besonders spektakulär sind Funde mit zehn und mehr Schwertern im Karpatenbecken. Dabei dürfte es sich um Dankopfer erbeuteter Waffen handeln. Im bronzezeitlichen Mitteleuropa war Schrift unbekannt, so dass wir leider nicht über den Weihenden oder die Gottheit unterrichtet sind. Die Inschrift auf einem Schwert, das in der Nähe des Löwentors der hethitischen Hauptstadt Hattuša gefunden wurde, berichtet: „Als Tuthalija, der Großkönig, das Land Aššuwa zugrunde richtete, weihte er diese Schwerter dem Wettergott, seinem Herrn“. Auch hinter den zahlreichen Schwertweihungen der mitteleuropäischen Bronzezeit dürften kleinere und größere militärische Auseinandersetzungen stehen.



■ Abb. 19.



26 Goldfund aus Eberswalde, Kr. Barnim

(Brandenburg)

Schon ein Jahr nach der Auffindung eines der bedeutendsten bronzezeitlichen Goldfunde Europas legte Carl Schuchhardt die Publikation vor. Er berichtet darin: „Am Nachmittage des 16. Mai 1913 wurde auf dem Messingwerk bei Eberswalde ein Tontopf mit Goldsachen gehoben, der den bisher reichsten Goldfund aus Deutschland darstellt. Beim Ausschachten der Fundamentgrube für ein neues Arbeiterwohnhaus war ein Arbeiter mit dem Spaten auf eine Urne gestoßen. Sie zerbrach im oberen Teile und ließ gelbe Metallgeräte zum Vorschein kommen. Der Maurerpolier trat hinzu, hob das ganze Gefäß aus der Erde und stellte es beiseite. Dem Büro wurde Bescheid gegeben, und alsbald kam einer der beiden Direktoren des Werkes und nahm den Fund ins Haus. Am folgenden Tage erkundigte sich der Chef, Herr Aron Hirsch, in der Stadt nach sachverständigem Rat; am dritten, einem Sonntage teilte er mir telephonisch die Angelegenheit mit, und am vierten fuhren wir in aller Frühe mit dem Automobil zusammen nach dem Messingwerke hinaus. Dort hatten wir kaum an einem leeren Tische Platz genommen, als einer der jungen Direktoren hereintrat, in den Händen und Armen goldene Gefäße, gefüllt mit einer Menge kleiner Geräte. Er stellte sie vor uns hin, wir begannen staunend zu betasten und zuzugreifen, aber schon trat ein Zweiter herein und stellte ein neues Häufchen vor uns auf, und so ging es noch ein drittes und viertes Mal. Binnen weniger Minuten war der ganze Tisch vor uns bedeckt mit Gold. Ich hatte es in solcher Masse nicht mehr gesehen nach den Schliemannschen Schätzen von Mykenä.“

Der Schatzfund besteht aus sechs Goldgefäßen, drei Halsringen und verschiedenen Spiralen, Barren und Drähten mit einem Gesamtgewicht von 2,6 kg. Er dürfte im 9.-8. Jahrhundert v. Chr. in den Boden gekommen sein. Es handelt sich um einen der größten bronzezeitlichen Goldfunde im westlichen und nördlichen Europa. Erheblich umfangreichere Funde sind allerdings aus Südosteuropa bekannt. Im nordbulgarischen Vălčiträn wiegt allein der große, aus 3,5 cm dickem Gold hergestellte Kantharos 4,4 kg.

Der Besitzer des Messingwerks, Aron Hirsch, entschädigte dem Gesetz entsprechend die Finder mit der Hälfte des Wertes, nämlich 10 000 Goldmark, und stellte den gesamten Fund als Schenkung Kaiser Wilhelm II. „zur freien Verfügung“. Nach der Revolution und der Abdankung des Kaisers kam der Fund 1918 in das Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin. Da Aron Hirsch und seine Familie Juden waren, mussten sie 1933 vor den Nazis ins Exil nach London flüchten. Der Goldschatz von Eberswalde wurde, wie zahlreiche andere Funde, 1945 von der Roten Armee nach Moskau verbracht. Dort befindet er sich heute im Puschkin-Museum.



27 Bronzeräder aus Stade

(Niedersachsen)

Die vier bronzenen Räder wurden 1919 waagrecht liegend 40-60 cm tief im Heidesand gefunden. Sie haben einen Durchmesser von 58 cm, die Länge der Naben beträgt 36 cm. Jedes Rad wiegt fast 12 kg. In der Hohlkehle der Felge fanden sich Reste von Eichenholz, die vermutlich zu der ursprünglichen Holzlauffläche des Rads gehörten.

Die Räder sind technische Meisterleistungen ihrer Zeit. Kompliziertere Bronzegüsse finden sich in Europa nördlich der Alpen nicht vor 1500 v. Chr. Handwerkliche Spitzenleistungen ihrer Zeit sind die Luren und Miniaturwagen mit Kesseln (z. B. Nr. 21, Peckatel) oder der Sonnenwagen von Trundholm in Dänemark. Besonders herausragend aber sind die Speichenräder. Immerhin eines der Räder von Stade wurde in einem einzigen Gussvorgang hergestellt. Hierfür musste eine komplizierte Tonform aufgebaut werden, was große Erfahrung voraussetzte. Zudem musste die flüssige Bronze, immerhin 12 kg, pyrotechnisch perfekt beherrscht werden.

Bemerkenswert ist die weiträumige Verbreitung sehr ähnlicher Räder zwischen Südfrankreich und Norddeutschland. Nur herstellungstechnische Untersuchungen könnten klären, ob sie aus einer einzigen Werkstatt stammen.

Die Räder waren eine überaus wertvolle Opfergabe. In vergleichbarer Weise wurden auch andernorts Räder ohne weitere Beigaben den übernatürlich gedachten Mächten geweiht. Zwei Räder aus dem rumänischen Arokalja gehören in das 13./12. Jahrhundert v. Chr. Im pfälzischen Haßloch waren vier Räder absichtlich zerschlagen und etwa ein Meter tief in der Erde vergraben worden. Ein einzelnes Rad fand sich im Torfmoor bei Coulon (Frankreich). Bruchstücke von bronzenen Rädern sind zuweilen auch Bestandteil von anders strukturierten Weihgaben, in denen absichtlich zerbrochene Objekte, Waffen, Schmuck und Geräte zusammengefasst waren.

Die Zahl der deponierten Räder erlaubt keinen Rückschluss darauf, ob der Wagen ursprünglich zwei- oder vierrädig war. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, dass in Stade Reste zweier Wagen deponiert waren. Vierspeichige Ganzmetallräder waren vermutlich nicht wirklich belastbar, sondern dienten repräsentativen Zwecken oder als Totenfahrzeug für die Bestattung. Die meisten Ganzmetallräder sind in das 9. Jh. und frühe 8. Jh. v. Chr. zu datieren. Ein ¹⁴C-Datum der Holzreste aus einem der Stader Räder ergab nur einen Zeitrahmen von 1120 bis 890 v. Chr.



Abb. 20-21.



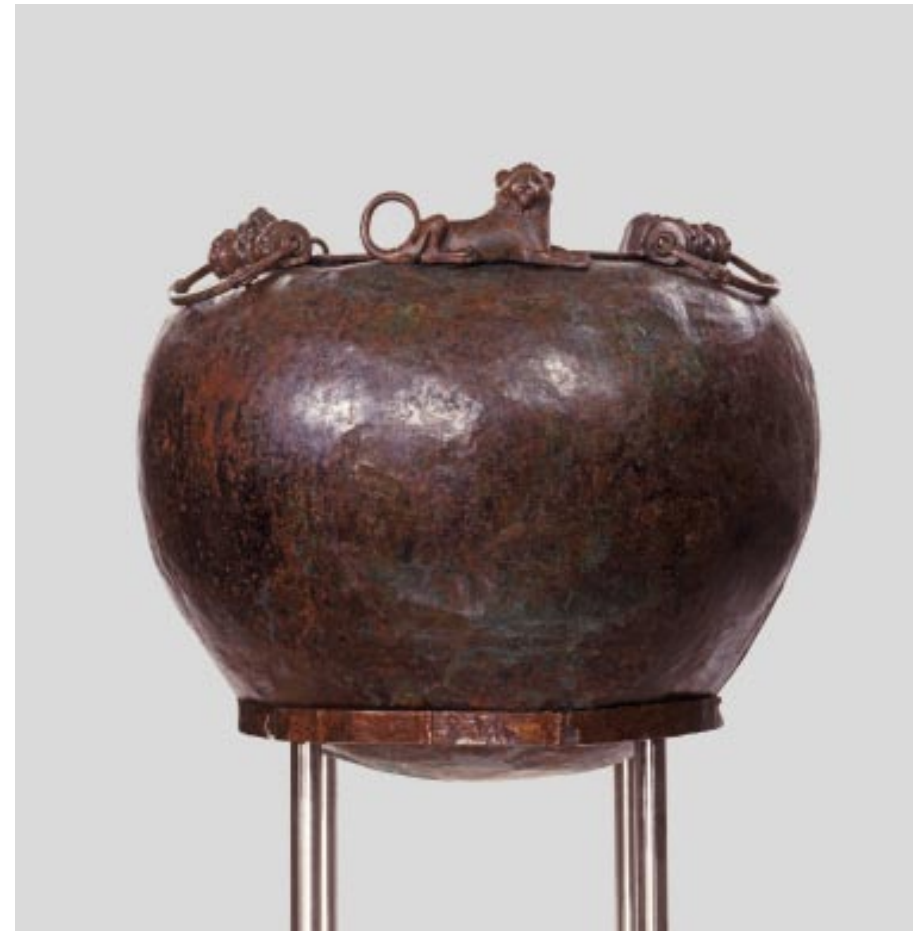
28 Kessel aus Eberdingen-Hochdorf, Kr. Ludwigsburg (Baden-Württemberg)

EISENZEIT

1978 wurde in Hochdorf bei Stuttgart ein Fürstengrab der frühen Eisenzeit ausgegraben, das zwischen 540 und 510 v. Chr. angelegt worden war. Der Tote war von imposanter körperlicher Gestalt, etwa 1,90 m groß und von kräftiger Statur. Er lag auf einer bronzenen Liege, die mit Fellen verschiedener Tiere bedeckt war. Eingehüllt war er in ein rotes und ein blau-rot kariertes Tuch. Er trug mit Goldblechen verzierte Schuhe (Abb. 22), daneben fand sich eine Reihe weiterer Besatzteile der Kleidung. Als Herrschaftsinsignien sind ein goldener Halsreif und ein goldener Armreif aufzufassen. Entsprechend den Sitten der Zeit war ihm nur ein Dolch und ein Bogenset beigegeben: kein Zweifel, dass er im Leben auch eine Reihe anderer Waffen besaß. Hier wurde der Tote aber als aristokratische Jäger und, wie drei Angelhaken beweisen, auch als Angler dargestellt. Ein hölzerner Wagen mit Bronzebeschlägen war in der Grabkammer abgestellt. Auf ihm stand das Speiseservice, bestehend aus neun Bronze-tellern und drei größeren Bronzebecken. An der Wand der Grabkammer waren neun Trinkhörner aufgehängt, acht kleinere und ein größeres. Der Tote wird als Gastgeber dargestellt. Sicher ist die Zahl von neun Teilnehmern an einem Gastmahl aber nur symbolisch gemeint. Eines der imposantesten Fundstücke aus dem Grab, der 80 cm hohe Kessel mit einem Fassungsvermögen von 500 Litern, zeigt nämlich, dass er auch größere Feste auszurichten hatte. Die Untersuchung der an den Metallen anhaftenden Textilreste ergab, dass der Wagen samt der darauf abgestellten Gefäße und Werkzeuge völlig verhüllt waren, ebenso der Tote und der Kessel. Die wertvollen Beigaben waren also ab einem bestimmten Zeitpunkt der Bestattung für die Hinterbliebenen nicht mehr sichtbar.

Auf dem Rand des Kessels sind drei bronzene Löwen und drei Henkel mit großen Rollenattaschen angebracht. Der Kessel ist ein Erzeugnis einer Werkstatt in Unteritalien. Einer der Löwen muss verloren gegangen sein, denn er wurde durch eine keltische Kopie ersetzt. In Unteritalien wurde in solchen Kesseln Wein mit Wasser gemischt. Im Hochdorfer Grab fand sich im Kessel jedoch Honig, aus dem ein Honigmet hergestellt wurde. Im Kessel fand sich zudem eine goldene Schöpfeschale. Die großen und auffälligen Prestigegüter aus der mediterranen Welt, vor allem riesige Gefäße und aufwändige Möbelstücke, zeigen die weitläufigen Kontakte dieser Potentaten im 6. Jh. v. Chr.

■ Abb. 22.



29 Bronzekanne vom Glauberg, Wetteraukreis (Hessen)

Der Glauberg ist ein weithin sichtbarer, 8 Hektar großer Plateauberg, der von der Jungsteinzeit bis in das Mittelalter immer wieder besiedelt war. Während der Eisenzeit war der Glauberg auch befestigt. In den 1980er Jahren wurden regelmäßige Grabungen unternommen, um die Befestigungsanlagen zu dokumentieren und zu datieren. Südlich des Plateaus war durch Luftbilder der Kreisgraben eines durch die Landwirtschaft eingeebneten Grabhügels nachgewiesen worden. Im Hügel fanden sich zwei Gräber, die im 5. Jahrhundert v. Chr. angelegt worden waren. Grab 1 war eine Holzkammer mit einer Steinpackung als Abdeckung. Der 28-32jährige Mann war mit seiner Bewaffnung bestattet worden: einem Eisenschwert, drei Lanzen und einem Bogen samt Pfeilköcher sowie einen hölzernen Schild mit großem eisernen Schildbuckel. Der Tote trug einen reich verzierten hohlen Goldhalsreif sowie goldene Ohringe, einen goldenen Armring und einen goldenen Fingerring. Die vielleicht prächtigste Beigabe ist aber die bronzene Kanne, die wegen ihrer charakteristischen Ausgussform auch als Schnabelkanne bezeichnet wird. Sie wurde in einer keltischen Werkstatt hergestellt und geht letztlich auf etruskische Vorbilder zurück. Die Kanne war in ein ungemustertes Leinentuch gewickelt. Sie ist 52 cm hoch und hat ein Fassungsvermögen von 4,3 Litern. Die vertikalen Rippen verleihen der Kanne nicht nur zusätzliche Stabilität, sondern unterstreichen auch ihre schlanke, elegante Form. Auf dem randständigen Henkel findet sich eine Figurengruppe (Abb. 23). In der Mitte ruht ein junger Mann im Schneidersitz. Sein Haupthaar ist geschoren, nur vorne zierte den Kopf ein Kranz von Locken. Der Sitzende trägt einen Kompositpanzer aus Leder nach mediterranem Vorbild. Rechts und links von ihm stehen zwei Fabelwesen, vielleicht Sphingen, die den Kopf erwartungsvoll zur sitzenden Gestalt zurückgewandt haben. Die eigentlich wilden und gefährlichen Fabelwesen sind friedliche Begleiter der sitzenden Gestalt, denn sie ist mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet, vielleicht ist es ein Heros oder ein Gott, ein Herr der Tiere.

Herr der Tiere.

In der Kanne fanden sich Reste von Honig. Ursprünglich waren es 2 kg, wie errechnet werden konnte, mit denen ein Met angesetzt wurde. Anhand der Blütenpollen konnte nachgewiesen werden, dass der Honig aus verschiedenen, bis zu 100 km entfernten Gebieten stammt. Dies ist ein wichtiger Hinweis auf den überregionalen Charakter der Herrschaft dieses Fürsten.

■ Abb. 23.



30 Fürstenstatue vom Glauberg, Wetteraukreis

(Hessen)

Die Statue aus rötlichem Sandstein ist noch 1,86 m hoch erhalten. Ursprünglich war sie etwas größer, denn die Füße sind abgebrochen. Dargestellt ist ein keltischer Fürst, der einen Kompositpanzer aus Leder und Leinen trägt. Mit der linken Hand hält er einen ovalen Schild mit spindelförmigem Buckel, an seiner rechten Seite trägt er ein Schwert. Die rechte Hand ist auf die Brust gelegt, sicher ein bedeutungsvoller Gestus der Herrschaftsausübung. Als Insignien der Herrschaft sind der Arming, der Fingerring und der Halsring mit knospenförmigen Zierstücken anzusehen. Das Gesicht wird durch die großen Augen sowie den Schnurrbart und den Kinnbart dominiert. Auf dem Kopf trägt er eine Blattkrone: eine eng anliegende Kappe, die mit Blättern verziert ist und an der zwei große blattförmige Ansätze befestigt sind. Auch diese Blattkrone ist als Herrschaftsinsignie aufzufassen. Die Ausstattung des Fürsten findet sich weitgehend in Grab 1 wieder: Der dort Bestattete hatte ebenfalls ein Schwert und einen Schild bei sich, und er trug einen Fingerring, einen goldenen Arming und einen Halsring mit knospenförmigen Zierstücken. Von der Blattkrone und dem Panzer fanden sich jedoch keine Spuren.

Lebensgroße Statuen aus Stein entstanden nördlich der Alpen unter dem Einfluss griechischer und italischer Großplastik. Als Medium der Herrschaftsrepräsentation konnte sich die Großplastik dauerhaft jedoch nicht durchsetzen.

Die Figur lag mit Fragmenten von drei weiteren Statuen in einem Graben, der mit dem Kreisgraben des Hügels verbunden war. Ursprünglich dürften die Statuen in unmittelbarer Nachbarschaft des Grabhügels aufgestellt gewesen sein. Der Hügel war nur ein Teil eines monumentalen Grabmals, das weithin sichtbar am Südfuß des Glaubergs die Landschaft beherrschte. Den Hügel umgab ein etwa 10 m breiter und 2-3 m tiefer Graben, der an einer 10 m breiten Stelle unterbrochen war. Zu beiden Seiten dieser Lücken wurde der Graben 350 m nach Südosten weitergeführt. Auf den Hügel führte somit eine Prozessionsstrasse zu, die zu beiden Seiten von einem 6,7 m breiten und 2,8 m tiefen Graben gesäumt war. Diese langen Gräben wiederum gehören zu einem viel größeren Graben-Wall-System, das am Südfuß des Glaubergs ein etwa 1,5 km² großes Gelände umschloss. Es trennte den sakralen Bereich mit dem Grabhügel vom profanen Alltagsleben ab. In diesem heiligen Bezirk wurden die verstorbenen Fürsten offenbar als Heroen verehrt.

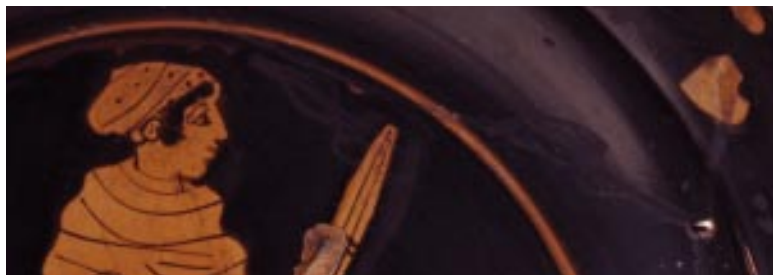


31 Schale aus dem Kleinaspergle bei Asperg, Kr. Ludwigsburg (Baden-Württemberg)

Das Kleinaspergle ist ein heute noch 7,6 m hoher Grabhügel, der einen Durchmesser von 60 m aufweist. Er war von einem 1,2 m tiefen und 2,5 m breiten Graben umschlossen. Der Hügel liegt etwa 10 km vom Hohenasperg entfernt, auf dem ein keltischer Fürstensitz vermutet wird. Der Grabhügel wurde bereits 1879 auf bemerkenswerte Weise untersucht. Der Ausgräber trieb nämlich einen Stollen zur Mitte des Hügels, wo er tatsächlich die bereits im Mittelalter ausgeraubte Zentralbestattung fand. Westlich von dieser wurde in einem Nebengrab aber eine ungestörte Bestattung aus der Mitte des 5. Jh. v. Chr. angetroffen.

Zu den Beigaben dieses Grabes gehörte neben einigen Schmuckstücken vor allem Trinkgeschirr. Es handelt sich um eine bronzene Schnabelkanne und ein Bronzeeimer aus keltischer Produktion. Zwei große Trinkhörner, von denen sich nur die metallenen Endbeschläge erhalten haben, repräsentieren ebenfalls keltische Trinkkultur. Aus Etrurien stammt hingegen ein bronzener Stamos, in dem man Wein aufbewahrte.

Höchst bemerkenswert sind zwei griechische Tonschalen aus einer Werkstatt in Athen. Eine der beiden Schalen ist figürlich verziert. Das Innenbild zeigt eine nach rechts gewandte Frau mit einer Fackel vor einem Altar. Vermutlich handelt es sich um eine Priesterin. Anhand der malerischen Details kann diese Schale sogar einem griechischen Maler zugewiesen werden, von dem eine Reihe weiterer bemalter Trinkgefäße überliefert sind. Die beiden Schalen aus dem Kleinaspergle sind schon in der Antike zerbrochen, vielleicht beim Trinkgelage. Da sie wertvolle, nicht leicht zu ersetzende Importgüter waren, wurden sie in keltischer Zeit repariert. Hierzu bohrte man kleine Löcher an den Bruchkanten der Schale und der Scherbe und fixierte sie mit bronzenen Klammern. Die Bruchstellen und Bohrlöcher wurden anschließend durch Goldbleche überdeckt, was überdies den hohen Wert unterstreicht, den die Schalen für ihren Besitzer darstellten.



32 Silberring aus Trichtingen, Kreis Rottweil (Baden-Württemberg)

Zu den beeindruckendsten, aber auch rätselhaftesten Funden der jüngeren Eisenzeit gehört der ovale Halsring mit Stierkopfen. Sein Durchmesser beträgt 29x25 cm, und er ist fast 7 kg schwer. Der Ring besteht aus einem geschmiedeten Eisenkern, auf dem 16 Silberstreifen verlötet sind. Auf der Innenseite wurden zwei breitere Silberstreifen mit Dreiecksverzierung aufgelötet, auf den Außenseiten verschiedene schmalere Streifen mit Punzmustern. Auf die Ringenden wurden zwei Manschetten geschoben, unter die schließlich die beiden gegossenen Stierköpfe montiert wurden. Die beiden Manschetten ahmen die Form eines Torques, eines keltischen Halsrings nach. Die Stiere tragen also ebenfalls einen Torques. Dies ist bemerkenswert, denn es handelt sich nicht um ein bloßes Schmuckstück, sondern ist das Abzeichen des keltischen Heros und Kriegers. Dem römischen Historiker Livius zufolge erbeutete im Jahr 191 v. Chr. der römische Konsul Scipio Nasica unter anderem 1471 goldene Halsringe von dem keltischen Stamm der Boier. Der Torques avancierte bei den Römern später zu einem militärischen Orden.

Der Ring von Trichtingen ist sicher nicht in einer keltischen Werkstatt in Süddeutschland hergestellt worden. Aufgrund seiner stilistischen Besonderheiten wird allgemein angenommen, dass er aus einer Werkstatt an der Unteren Donau stammt, wo griechische und iranische Silberarbeiten wohlbekannt waren und das einheimisch thrakische Handwerk beeinflussten. Die Zeit der Herstellung ist umstritten: Einige ForscherInnen sprechen sich für das 4. Jh. v. Chr. aus, während in der Regel das 2. Jh. v. Chr. als wahrscheinliche Zeit der Herstellung angenommen wird.

Der Silberring wurde 1928 bei Entwässerungsarbeiten in 60 cm Tiefe gefunden und dürfte in einem ehemals feuchten Milieu niedergelegt worden sein. Leider lassen sich zu dem Ort der Deponierung keine weiterführenden Erkenntnisse gewinnen. Doch dürfte es sich bei dem Torques mit hoher Wahrscheinlichkeit um die Weihgabe für eine keltische Gottheit handeln. Möglicherweise wurde der schwere Ring als eine reine Ehrengabe hergestellt. Es ist auch erwogen worden, dass der Ring die hölzerne Statue einer keltischen Gottheit in einem Heiligtum schmückte.



33 Keltische Goldmünzen aus Mardorf, Kr. Marburg-Biedenkopf (Hessen)

Südlich des Ortes Mardorf wurden an einem Hang mit dem sprechenden Namen „Goldberg“ immer wieder einzelne goldene Münzen gefunden. 1880 kam dort ein Schatzfund zu Tage, der wohl etwa 200 keltische Goldmünzen enthalten haben muss, die aber größtenteils von der Dorfbevölkerung, die sich eifrig an der Hebung des Schatzes beteiligte, weiterverkauft wurden. In das Museum gelangten schließlich 20 Gold- und vier Silbermünzen.

Die ersten Münzen nördlich der Alpen sind im wesentlichen Nachbildungen griechischer und später römischer Münzen. Die ältesten keltischen Münzen hatten den Goldstater von Philipp II. von Makedonien bzw. Alexander des Großen zum Vorbild. Im Unterschied zu diesen fehlen den keltischen Münzen allerdings Inschriften. Die Münzprägung war stark regionalisiert, und die Geldstücke hatten meist keinen großen Umlauf, sondern blieben auf das jeweilige Stammesgebiet beschränkt. Zudem hatten die Münzen keine unserem heutigen Geld vergleichbare universelle Zahlungsfunktion.

Die tiefen, schüsselförmigen Statere, die auch im Mardorfer Fund vertreten sind, sind keltische Eigenschöpfungen und gehören in das 1. Jh. v. Chr. Sie werden auch „Regenbogenschüsselchen“ genannt. Nach dem Volksglauben sind sie durch das Auftreffen des Regenbogens mit dem Boden entstanden (tatsächlich hat vorher der Regen sie freigespült). Einige der Mardorfer Exemplare sind „Vogelkopfstatere“ (Abb. 24). Auf der Vorderseite ist der Vogelkopf mit dem gebogenen Schnabel und am Münzrand ein Kranz dargestellt, auf der Rückseite ein Torques (Halsring) mit fünf Kugeln. Andere sind Dreiwirbelstatere (Abb. 24) mit dem Dreiwirbel auf der Vorder- und dem Torques auf der Rückseite. Warum die Goldmünzen an dieser Stelle vergraben wurden, ist nicht eindeutig zu klären. Nur 80 m von der Fundstelle befindet sich eine Quelle (der Idsborn), was eine Deutung als Opferfund erwägenswert erscheinen lässt. Diese Interpretation wird auch für eine Reihe von vergleichbaren Schätzen, in denen sich neben den Münzen zuweilen auch goldene Halsringe finden, angenommen.



■ Abb. 24.



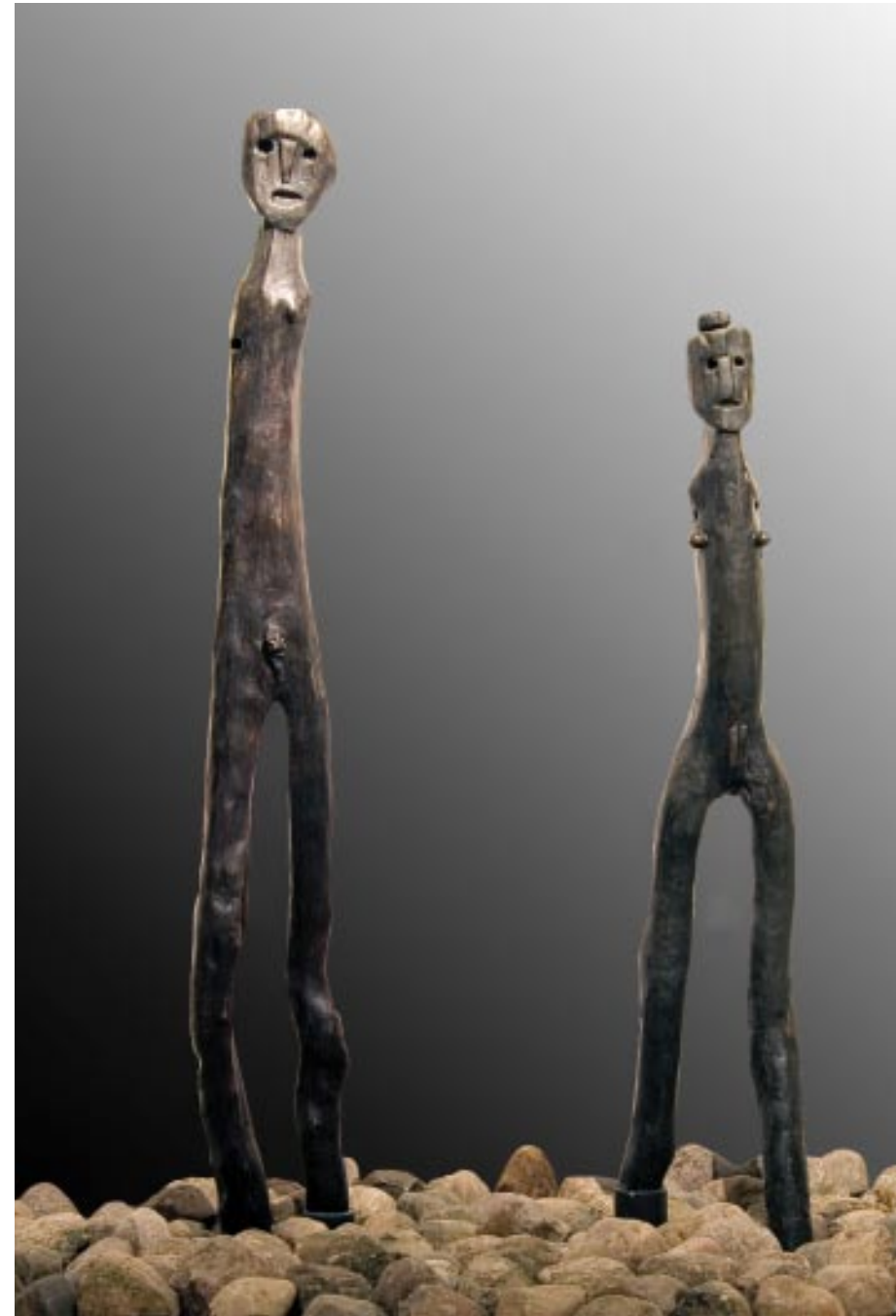
34 Götterfiguren von Braak, Kr. Ostholstein (Schleswig-Holstein)

Im Unterschied zum Mittelmeerraum blieben nördlich der Alpen während der vorrömischen Eisenzeit Statuen aus Stein die Ausnahme. Heroen und Götter wurden aber dennoch bildlich dargestellt. In den heiligen Bezirken waren Götterfiguren aus Holz aufgestellt, die in der Regel mit schönen Gewändern bekleidet und vegetabilen Kränzen geschmückt gewesen sein dürften. Vereinzelt ist überliefert, dass die Statuen Metallschmuck trugen. Erhalten sind solche Holzstatuen nur unter günstigen Erhaltungsbedingungen, z. B. in Mooren. Aber es hat sie natürlich auch in heiligen Hainen und in anderer trockener Umgebung gegeben.

Die beiden Figuren aus Braak sind aus Stammverzweigungen von Eichen herausgearbeitet. Die männliche Figur ist noch 2,75 m hoch, die weibliche 2,3 m. Die Köpfe sind sorgfältig bearbeitet, die Frau trägt einen Haarknoten. Deutlich sind die Geschlechtsmerkmale der beiden Figuren ausgearbeitet. Die Hölzer der Statuen wurden im frühen 4. Jh. v. Chr. geschlagen.

Die beiden Skulpturen waren an einem offenen See oder am Rande des Aukamper Moores aufgestellt, wo sie 1946 gefunden wurden. An solchen Plätzen befanden sich häufiger kleine oder auch größere Kultstätten, wo Weihgaben niedergelegt werden konnten. Häufig belegt sind Halsringe und Nadeln. Im Falle der Figuren von Braak kamen jedoch keine derartigen Funde zum Vorschein. Ob die Figuren aus Braak mit Textilien bekleidet waren, ist nicht gewiss, aber durchaus möglich.

Belege für solche einfachen hölzernen Figuren stammen bereits aus der Bronzezeit in Süddeutschland. Die Götter von Braak sind die ältesten und bislang größten anthropomorphen Holzpfähle in Norddeutschland. Einfache Holzfiguren finden sich auch in jüngeren germanischen Heiligtümern wie z. B. in Oberdorla in Thüringen. Die frühmittelalterlichen Quellen berichten, dass im Zuge der Missionierung solche Kultbilder vernichtet wurden. So ließ Karl der Große im Zuge der gewaltsamen Christianisierung der Sachsen im Jahre 772 das Irminsul, das sächsische Kultbild, zerstören.



35 Maske eines Reiterhelms aus Kalkriese, Ldkr. Osnabrück (Niedersachsen)

Vor wenigen Jahren wurde bei Kalkriese jener Ort identifiziert, an dem im Jahre 9 n. Chr. der römische Feldherr P. Quinctilius Varus mit drei Legionen, drei Reiter- und drei Infanterieeinheiten in einen Hinterhalt germanischer Krieger unter Führung des Arminius geraten war. Dabei wurden die meisten der etwa 20 000 römischen Legionäre getötet: eine traumatische Niederlage für Rom, die dazu führte, dass die Militärlager an der Lippe aufgegeben und Pläne zur Eroberung Germaniens bis zur Elbe nicht mehr zielstrebig weiterverfolgt wurden. Der Aufstand kam überraschend. Arminius war römischer Bürger im Stand des Ritters und besaß das Vertrauen des Varus. Für einen Moment war das Reich schockiert. Berühmt ist der Satz von Augustus: „Quintili Vare, legiones redde!“ (Quintilius Varus, gib die Legionen zurück!).

Die Identifizierung des Schlachtfeldes in der Region um Kalkriese war schon im 19. Jahrhundert von Theodor Mommsen vorgeschlagen worden. Durch den Einsatz von Metallsuchgeräten wurden in Kalkriese seit den 1980er Jahren dann zahlreiche metallene Ausrüstungsteile römischer Soldaten gefunden. Meist handelt es sich um kleine Objekte, die den siegreichen Germanen bei der Beraubung der Toten entgangen waren.

Die 17 cm hohe und 16 cm breite Maske aus Kalkriese gehörte ursprünglich zum Helm eines römischen Reiters. Sie besteht aus einer eisernen Unterlage und einem flächig aufgelegten Silberblech. Das wertvolle Silberblech wurde nach den Kampfhandlungen von einem germanischen Plünderer hastig abgeschnitten. Solche Maskenhelme wurden nicht nur bei Paraden getragen. Eine Gruppe von Reitern, die solche Gesichtshelme trugen, dürfte in der Schlacht ein Schrecken verbreitender Anblick gewesen sein.

Vor hundert Jahren, zum 1900. Jahrestag der Schlacht, wurde Arminius als Befreier der Deutschen von „römischer Fremdherrschaft“ gefeiert. Die Schlacht wurde damals zum Gründungsmythos des noch jungen, 1871 gegründeten Deutschland stilisiert. Im Gedenkjahr 2009 standen andere Gesichtspunkte im Vordergrund. Arminius und seine Krieger wurden aus dem germanischen Gefolgschaftswesen erklärt. Die Gefolgschaftsherren hatten ihre Gefolgsleute mit Geschenken und Unterhaltsleistungen zu belohnen. Je größer die Gefolgschaft war, desto größer auch der Aufwand, den der Anführer zu tragen hatte, um seine Privatarmee zu finanzieren. Die germanische Wirtschaft stellte die dafür notwendigen Mittel aber nicht zur Verfügung. So mussten sich die Gefolgschaften von anderen beschaffen, was sie brauchten: eine Raubökonomie, die nur durch Beutezüge am Laufen gehalten werden konnte.



36 Grabstein aus Xanten, Kr. Wesel (Nordrhein-Westfalen)

Der 1,27 m hohe Grabstein des Hauptmanns Marcus Caelius ist ein wichtiges zeitgenössisches Zeugnis für die Varusschlacht. Er ist bereits seit dem 17. Jahrhundert bekannt und wurde 1638 erstmals abgebildet.

Die Inschrift lautet in deutscher Übersetzung: „Für Marcus Caelius, den Sohn des Titus, aus der Tribus Lemonia, aus Bononia (Bologna), Centurio der 18. Legion, 53 und ein halbes Jahr alt. Er fiel im Krieg des Varus. Auch die Gebeine (der Freigelassenen) dürfen hier bestattet werden. Publius Caelius, der Sohn des Titus, aus der Tribus Lemonia, sein Bruder, hat den Grabstein errichten lassen.“ Vermutlich handelte es sich um ein leeres Grab, ein sog. Kenotaph, denn es ist wenig wahrscheinlich, dass die sterblichen Überreste von Marcus Caelius vom Ort der Schlacht an den Niederrhein gebracht werden konnten.

Das Relief zeigt Marcus Caelius im Zentrum des Bildfelds. Rechts und links von ihm sind die Büsten zweier von ihm freigelassener Sklaven dargestellt. Marcus Caelius trägt einen Panzer, der an den Armen und am unteren Rand mit mehreren Reihen von Lederlaschen besetzt ist. Über die linke Schulter ist der Mantel drapiert. Der Stock (vitis) in der rechten Hand ist ebenso wie der Mantel und der Panzer ein Rangabzeichen der Centurionen. Der Stock repräsentierte seine Strafgewalt und diente der körperlichen Züchtigung der Soldaten. Auf dem Panzer trägt Marcus Caelius seine militärischen Auszeichnungen, nämlich die beiden Ringe (Torques) und mehrere figürlich gestaltete Orden sowie zwei breite Armringe.

Marcus Caelius ist der erste Soldat, der durch einen Grabstein in Deutschland namentlich bekannt ist. Auch wenn die Angaben auf seinem Grabstein vergleichsweise spärlich sind, wird hier exemplarisch ein Individuum unter den Zehntausenden gefallener Soldaten aus der Anonymität erhoben. Wie Marcus Caelius starb, wird sich nicht mehr klären lassen. Möglicherweise gehörte er zu jenen Tribunen und Centurionen ersten Ranges, die von den Germanen nach der Schlacht hingerichtet wurden. Als Germanicus mit seinen Truppen sechs Jahre später das Schlachtfeld besuchte, waren die Spuren des Kampfes noch überall sichtbar: Reste des Verteidigungswalls, zerbrochene Waffen und Pferdeskelette. An den Bäumen waren Schädel getöteter römischer Soldaten befestigt. Germanicus lies die Überreste der in der Varusschlacht getöteten Römer unter einem Grabhügel bestatten.



37 **Bronzene Brunnenmaske aus Treuchtlingen-Schambach,**
Ldkr. Weißenburg-Gunzenhausen
(Bayern)

Die ökonomische Organisation der römischen Provinzen ruhte zu einem wesentlichen Teil auf großen Landgütern, die privat betrieben, aber letztlich staatlich gelenkt waren. Zumindest steuerte die Finanzverwaltung durch Verpachtung und Verkauf des staatseigenen Landes die wirtschaftliche Erschließung der Provinzen. Die bäuerlichen Einzelhöfe hatten oft eine erstaunliche Architektur mit einer raffinierten luxuriösen Ausstattung. Dennoch blieben sie in erster Linie Gutsbetriebe. Der Einzelhof, für den sich der Begriff *villa rustica* eingebürgert hat, bildete die Basis für eine intensive Nutzung der landwirtschaftlichen Ressourcen. Im Vordergrund standen der Feldbau und die Viehwirtschaft. Zur Produktionspalette von *villae rusticae* konnten aber auch handwerkliche Produkte gehören, und so finden sich Nachweise z. B. für Eisenverarbeitung, Kalkbrennerei oder die Glasherstellung.

Zu jeder Villa gehörte auch ein Badehaus, teilweise waren die Bäder in das Wohnhaus integriert. Um ein besonders bemerkenswertes Accessoire handelt es sich bei der bronzenen 17,3 cm hohen Brunnenmaske aus einer *villa rustica* bei Treuchtlingen-Schambach, die in das 2.-3. Jh. n. Chr. zu datieren ist. Sie stellt den Meeresherrn Oceanus dar. Diese Gottheit, die schon in der griechischen Götterwelt bekannt war, galt als der Ursprung aller Dinge. Aus ihm flossen die Meere, die Flüsse, Quellen und Brunnen. Die heute vielleicht berühmteste Brunnenverkleidung dieser Art ist die *Bocca della Verità* in der Kirche Santa Maria in Cosmedin in Rom, wo Tausende Touristen ihre Hand zum Beweis ihrer Wahrheitsliebe in den Mund der Maske legen.

Aus dem Mund der Schambacher Maske floss das Brunnenwasser und umspülte dabei die beiden im Mundwinkel befindlichen Fische. In den wilden Haarlocken und im Bart des Oceanus haben sich Muscheln und Schnecken festgesetzt. An den Schläfen sind zwei Delphine zu erkennen und ebenso an den Wangen, Tiere, die den Menschen in Treuchtlingen nicht aus eigener Anschauung aber als ein verbreitetes antikes Glückssymbol vertraut waren. Die Brunnenmaske war ursprünglich goldglänzend. Durch die Einlagen aus Silber und rot schimmerndem Kupfer wurde der Maske eine ungewöhnliche Farbgebung und zusätzliche Lebendigkeit verliehen. In Verbindung mit dem fließenden Wasser muss die metallene Brunnenmaske im Sonnenlicht ein prächtiger Anblick gewesen sein.



38 Glasbecher aus Köln-Braunsfeld

(Nordrhein-Westfalen)

Glas wurde im Mittelmeergebiet seit der Bronzezeit hergestellt und war in Form von Perlen auch nördlich der Alpen bekannt. In keltischer Zeit schätzte man bunte Glasperlen als schadensabwehrende Amulette. Höchst seltene Luxusprodukte der Spitzenklasse blieben Gefäße, wie z. B. eine kleine Schale aus einem Grab der frühen Eisenzeit bei Ihringen.

Glasgefäße wurden seit dem 8. Jh. v. Chr. in Tonformen gegossen. Im 1. Jh. v. Chr. revolutionierte dann die Erfindung der Gaspfeife, vermutlich in einer Werkstatt in Jerusalem, die Herstellung von Gläsern. Die Herstellungszeit wurde mit Hilfe der Gaspfeife erheblich verkürzt, so dass die Stückzahlen in der Produktion deutlich vergrößert werden konnten. So fanden Gläser auch Eingang in den Alltag breiterer Bevölkerungsschichten. Im römischen Reich entstanden in Italien, aber auch in den Provinzen rasch produktive Zentren der Glasherstellung. Nördlich des Limes, außerhalb der römischen Reichsgrenze, blieben Gläser jedoch weiterhin exquisite Luxusgüter, die sich nur in Gräbern sozial führender Personen finden.

Im römischen Köln existierte eine qualitativ hochstehende und weithin bekannte Glasproduktion. Zu ihren Spitzenprodukten gehört der Glasbecher aus Köln-Braunsfeld. Er wurde 1960 in einem Familienfriedhof eines Gutshofs (villa rustica) neben einem Steinsarkophag gefunden und wird in die 1. Hälfte des 4. Jhs. n. Chr. datiert.

Anders als die meisten römischen Gläser ist dieses Stück vermutlich in einer Form gegossen und anschließend ausgeschliffen worden, wodurch die Inschrift sowie der Netzdekor plastisch hervortreten. Wegen des hohen Risikos bei der Herstellung zählen diese Gläser zu den kostbarsten Erzeugnissen der diatretarii, der römischen Glasschneider. Solche Diatretgläser wurden während des späten 3. und des 4. Jh. n. Chr. hergestellt. Bislang sind nur etwa 60 Exemplare solcher Gläser bekannt geworden.

Die griechische Inschrift auf dem Gefäßrand ist eine Aufforderung an seinen Besitzer: ΠΙΕ ΖΗΧΑΙΚ ΚΑΛΩΣ ΑΕΙ (Trinke, lebe schön, immerdar). Die Inschrift auf einem sehr ähnlichen Diatretbecher aus dem norditalienischen Novara lautete BIBE VIVAS MULTIS ANNIS (Trinke, lebe viele Jahre).



39 Glasschale aus Augsburg

(Bayern)

Die fast 20 cm große Glasschale wurde erst im Jahre 2000 in Augsburg bei Ausgrabungen geborgen. Sie war mit einem Dutzend unverzierter Glasbecher etwa um 350 n. Chr. in die Latrine eines Steingebäudes geraten.

Die dargestellte Szene ist von der Unterseite mit einem sehr spitzen und harten Stichel aus der freien Hand in das Glas eingeritzt. Diese Technik erforderte eine gewisse Meisterschaft, doch erscheinen die Figuren auf der Augsburger Schale etwas ungelentk. Auch die Schlange windet sich nicht um den Baum der Erkenntnis, sondern auf einem viel zu breiten Stamm. Gleichwohl ist die Darstellung höchst bedeutsam, denn es handelt sich um eine der ältesten bekannten Darstellungen von Adam und Eva im Paradies am Baum der Erkenntnis: „Und das Weib sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Manne, der bei ihr war, auch davon und er aß. Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze“ (1. Mose, 3,6-7).

Adam und Eva haben bereits gekostet, denn Eva hält etwas vor ihre Scham, was durchaus ein Feigenblatt sein könnte. Die Komposition dieses Bildes, Adam links, Eva rechts vom Baum der Erkenntnis geht auf ein Bild des 3. Jahrhunderts n. Chr. in Rom zurück und wurde bald kanonisch. Letztlich findet man sie noch in den zahlreichen Sündenfalldarstellungen von Lucas Cranach. Die Inschrift am Rand der Glasschale hat eine doppelte Botschaft: Sie lautet: „VIVAS IN DEO P(ie) Z(eses)“. Man kann dies in zweifacher Weise übersetzen, nämlich einerseits „lebe in Gott, in frommer Weise und Du wirst leben“, wenn man „P“ vom lateinischen pius (fromm) ableitet. Oder man kann übersetzen: „lebe in Gott, trinke und Du wirst leben“, wenn man nämlich „P“ vom griechischen pinein (trinken) ableitet. Wir brauchen uns nicht für eine Variante zu entscheiden, denn der antike Besitzer der Glasschale wusste sicher die Doppeldeutigkeit des Wortspiels zu schätzen. Ganz ähnlich heißt es nämlich auf einer sehr ähnlichen Glasschale in Köln mit Sündenfalldarstellung: „Gaudias in Deo Pie Z(eses)“: Freue Dich in Gott, trinke und lebe.

Beide Schalen stammen vermutlich aus der gleichen Kölner Werkstatt, in der auch Schalen mit heidnischen mythologischen Motiven, z. B. Apollon und Diana oder Dionysos und Pan, hergestellt wurden: vermutlich passend für die jeweilige Kundschaft. Die Adam- und- Eva-Schalen sind deshalb sicherlich auch kein liturgisches Gerät, sondern Trinkschalen für den gehobenen Lebensstil.



40 Grab aus Hassleben, Kr. Sömmerda

(Thüringen)

Besonders reiche Gräber sind in Germanien eher selten. Um so bemerkenswerter ist ein außerordentlich opulent ausgestattetes Grab, das 1913 im thüringischen Hassleben aufgedeckt wurde. Es handelt sich um eine Körperbestattung, während in dieser Zeit die Toten in der Regel verbrannt und die Überreste in Tongefäßen beigesetzt wurden. Die im Grab beigegebenen Objekte sind zum großen Teil nicht in germanischen Werkstätten hergestellt worden, sondern stammen aus dem römischen Reich. Römische Importgegenstände gibt es in Thüringen zahlreich auch in anderen Gräbern. Das Besondere der Beigaben des Grabes von Hassleben liegt in der großen Menge und hohen Qualität.

Herausragend sind die beiden massiven goldenen Gewandschließen (Fibeln) und der goldene Fingerring. Daneben fanden sich ein massiver goldener Halsreif, ein Collier aus Glasperlen, goldene axtförmige Anhänger und durchlochte römische Goldmünzen sowie eine Bernsteinkette. Auf beiden Schultern der Toten lagen je eine Scheibenfibel mit Bernsteineinlage und eine Silberfibel. Eine Nadel mit dem eingefassten Almandin stammt vom Kopfschmuck (Abb. 25). Weiterhin sind ein Knochenkamm und eine Knochenspindel zu erwähnen. Schließlich fand sich in einem Schmuckkästchen eine Bernsteinkette und ein Hakenschlüssel. Neben dem Schmuck gehört zur Grabausstattung Tafelgeschirr: eine Reihe von römischen Bronzetellern und Gefäßen, auch eine silberne Schöpfkelle mit Sieb für den Wein, ein Glasgefäß und verschiedene römische Tongefäße. Dazu passen die exquisiten Speisebeigaben: ein Spanferkel und ein Hecht, Reste von Schaf oder Ziege und Hirsch.

Die Grablege erfolgte in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr., im Mund der vornehmen Dame fand sich ein Aureus des Kaisers Gallienus (259–268), nach antiker Vorstellung Fährgeld für Charon, der die Toten zur Unterwelt geleitete. Die Goldmünze könnte aus den Soldzahlungen für germanische Söldner im römischen Militär stammen. Möglicherweise ist die reiche Ausstattung des Grabes aber auch das ganz handfeste Ergebnis einer der germanischen Übergriffe auf das römische Reich in den Jahren 259 und 260.

Teile der Beute, die den Germanen beim Übergang über den Rhein verloren gingen oder von ihnen geopfert wurden und die in den letzten Jahren aus dem Rhein ausgebaggert wurden, zeigen das enorme Potential dieser Beutezüge, welche erheblichen Einfluss auf die innergermanische Ökonomie gehabt haben dürften. Jedenfalls übertreffen quantitativ allein die Beutestücke aus dem Rhein die Metallgeschirrbeigaben aller germanischen Fürstengräber.



Abb. 25.

**41 Ein hölzerner Prunkstuhl aus Fallward bei Wremen,
Ldkr. Cuxhaven
(Niedersachsen)**

Ein einzigartiges Fundstück stellt der 65 cm hohe, aus einem ausgehöhlten Stamm der Erle gefertigte, Sessel dar. Nur die eigentliche Sitzfläche, die vielleicht aus Stoff oder Leder bestand, ist verloren. Die Rückenlehne ist in mehrere Felder gegliedert, die mit Kerbschnittornamentik verziert sind. Flechtbandmuster und Mäander dominieren. Auf der Vorderseite des Stuhls sind ineinander gestellte Winkelornamente vorherrschend. Die Verzierung des Prunksessels spiegelt den Einfluss des charakteristischen Kerbschnittdekors römischer Metallarbeiten. Zum Prunksessel gehört ein ebenfalls reich verzierter Fußschemel mit der bezeichnenden Runeninschrift „skamella“ (Schemel).

Solche Sitzmöbel sind in Skandinavien auch im Mittelalter und der frühen Neuzeit verwendet worden. Sie waren der Sitz des Hausherrn, während die übrigen Hausbewohner auf bescheideneren Sitzgelegenheiten Platz nehmen mussten.

Der Stuhl fand sich in einem Grab, das im ersten Viertel des 5. Jahrhunderts n. Chr. angelegt worden war. Als Sarg diente ein Einbaum aus Eichenholz. An weiteren Beigaben fanden sich ein Tisch aus Feldahorn, eine Schale aus Bergahorn und ein vogelförmiges Gefäß aus Erlenholz. Die Funde zeigen, in welchem großen Umfang hölzerne Möbel, Gefäße, Geräte und vieles mehr einmal existiert haben und nur in Einzelfällen durch besonders glückliche Umstände der Erhaltung archäologisch überliefert sind.

Die metallenen Beschlagteile eines römischen Militärgürtels mit charakteristischem Kerbschnittdekor (Abb. 26) weisen den Toten als römischen Offizier aus. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. konnten Germanen in der römischen Armee Karriere machen. Im 5. Jahrhundert n. Chr. stiegen einzelne von ihnen sogar in höchste Staatsämter auf. Der Vandalen Stilicho beispielsweise wurde sogar Heeresmeister (magister militum) und heiratete in die Kaiserfamilie ein.

Der Tote in Fallward war als Offizier in der römischen Armee vielleicht in Nordgallien stationiert. Er hatte durch seinen Militärdienst sein soziales Prestige gesteigert und nicht zuletzt durch die Soldzahlungen auch seine soziale Position ökonomisch gestärkt. Durch und durch mit der römischen Lebensweise vertraut, dürfte er und viele andere Offiziere germanischen Ursprungs zur Verbreitung von römischen Techniken und Wissensbeständen und damit zur „Romanisierung“ selbst jener Landstriche beigetragen haben, die fernab des römischen Herrschaftsbereichs lagen.



Abb. 26.

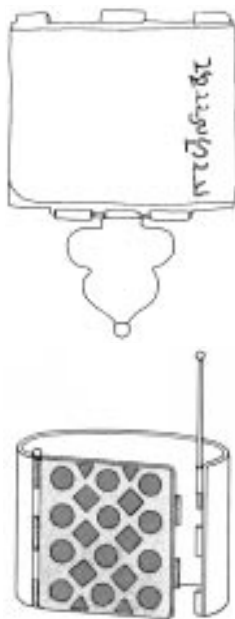
42 Pektorale aus dem Fürstengrab von Wolfsheim, Kr. Mainz-Bingen (Rheinland-Pfalz)

FRÜHES MITTELALTER

Das Pektorale ist Teil einer Grabausstattung, die bereits 1870 gefunden und leider nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt dokumentiert wurde. Zu den weiteren Beigaben gehören eine Bernsteinperle, eine Goldmünze des Kaisers Valens (364-378 n. Chr.), eine goldene Fibel und zwei goldene Schnallen. Ein goldener Armring lässt sich als Insignie eines germanischen Fürsten verstehen. Eine Reihe weiterer Objekte ist nicht erhalten geblieben. Das Grab gehört aber in die Zeit zwischen 410 und 440 n. Chr.

Das Pektorale ist auf der Vorderseite mit fünf Reihen von Almandineinlagen verziert. Auf der Rückseite (Abb. 27) befindet sich eine persische Inschrift: Ardaxšir, welche sich vielleicht auf Ardashir I (gestorben 241) bezieht. Die rechteckige Platte wurde lange Zeit als Teil einer Gürtelschließe interpretiert. Zuletzt konnte aber gezeigt werden dass sie ursprünglich Teil eines persischen Manschettenarmbands war (Abb. 28). Später wurde der Platte der herzförmige Anhänger angefügt und dann wohl als Halsschmuck getragen. Zu dieser Zeit war der Rechteckbeschlag bereits eine Antiquität.

M. Schmauder entwarf einen hypothetischen Lebenslauf des Bestatteten: „Aus einer der führenden Familien der germanischen Oberschicht - einer sogenannten stirps regia - des mittleren Donauraums stammend (in diese Region weist die Fibel), kämpfte der Wolfsheimer Krieger im römischen Dienst gegen die Sasaniden. Dort, an der Ostgrenze des Römischen Reiches, erbeutete er möglicherweise die Gürtelschließe, die er fortan als Pektorale trug, und wurde dann wohl während der Wirkungszeit des Aëtius in die Provinz Germania superior versetzt, wo er möglicherweise eine zentrale Position in der Grenzverteidigung übernahm. Hier am Rhein starb er unter uns unbekanntem Umständen.“ Dieser keineswegs untypische Lebenslauf könnte auch in ähnlicher Form für den Toten aus dem Grab von Fallward gelten. Die germanische Oberschicht war in das römische Reich integriert. Aus dieser Schicht von Adligen und militärischen Anführern entstammten auch die Gründer königlicher Dynastien der frühmittelalterlichen germanischen Königreiche.



■ Abb. 27.

■ Abb. 28.



43 **Zierscheiben aus Eschwege-Niederhone,
Werra-Meißner-Kreis
(Hessen)**

1985 wurde eine sehr große Grabkammer aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. untersucht. Im Grab war ein etwa 50-60 Jahre alter Mann bestattet. Das Grab war bereits im frühen Mittelalter beraubt worden. Zu den erhaltenen Beigaben zählt die Waffenausrüstung mit Schwert, Pfeil und Bogen sowie Schild. Zeichen des gehobenen Lebensstil sind zwei Glasbecher. Als Speisebeigaben sind die Knochen von Schwein, Schaf, Hirsch, Elch und Gans zu deuten. Das teilweise erhaltene Skelett eines Habichts zeigt, dass der Tote die Beizjagd ausführte. Mit der Beraubung des Grabes ist hingegen ein Hundeskelett ohne Kopf zu verbinden.

In sehr reichen Bestattungen dieser Zeit ist die Mitgabe eines Pferdes nicht selten, doch wurden keine entsprechenden Knochen gefunden. Allerdings fand sich eine eiserne Trense. Auch die drei Zierscheiben gehören zum Pferdegeschirr. Sie bestehen aus dünnem Silberblech, die in gegossenen Umfassungsringen aus Bronze befestigt sind. An diesen befinden sich die Ösen, durch welche die Lederriemen des Brustgeschirrs geführt wurden. Die größere Scheibe war auf der Brust des Pferdes, die beiden kleineren seitlich vor dem Sattel befestigt.

Auf der größeren Scheibe mit einem Durchmesser von 10 cm sieht man eine thronende Göttin mit einer Krone auf dem Kopf. Ihr sind zwei wilde Löwen zugewandt, die in ihrer Gegenwart gebändigt sind. In ihren Händen hält sie einen Bogen. Die exotischen Tiere und auch die vier Rosetten auf der Scheibe zeigen, dass es sich um ein ostmediterran-orientalisches Bildthema handelt. Tatsächlich ist die iranische Göttin Anahita Vorbild für die Darstellung gewesen. Sie ist hier eine Herrin der Tiere. Die Wortbedeutung des Götternamens, nämlich „unbefleckt“, „makellos“ ließ aber auch die Umdeutung der Darstellung zu einem christlichen Marienbild zu. Die Scheibe ist in einer süddeutsch-alamannischen Werkstatt vermutlich nach dem Vorbild eines persischen Originals entstanden.

Aus der gleichen Werkstatt stammen die beiden kleineren Scheiben. Sie zeigen modelgleich einen unbekleideten Mann zwischen zwei Bären mit aufgerissenen Mäulern. Wohl ist hier Daniel in der Löwengrube gemeint. Vergleichbare Darstellungen sind auch aus Schweden bekannt, wo sie allerdings im Sinne der germanischen Mythologie umgedeutet wurden. Die drei Scheiben sind ein Beispiel für die beständige Neuinterpretation von Bildmotiven. Aus der persischen Anahita wurde in einer süddeutschen Werkstatt ein Marienbild und aus Daniel in der Löwengrube wurde im heidnischen Skandinavien ein germanischer Held.



44 Reiterfibel aus Xanten St. Victor, Kr. Moers

(Nordrhein-Westfalen)

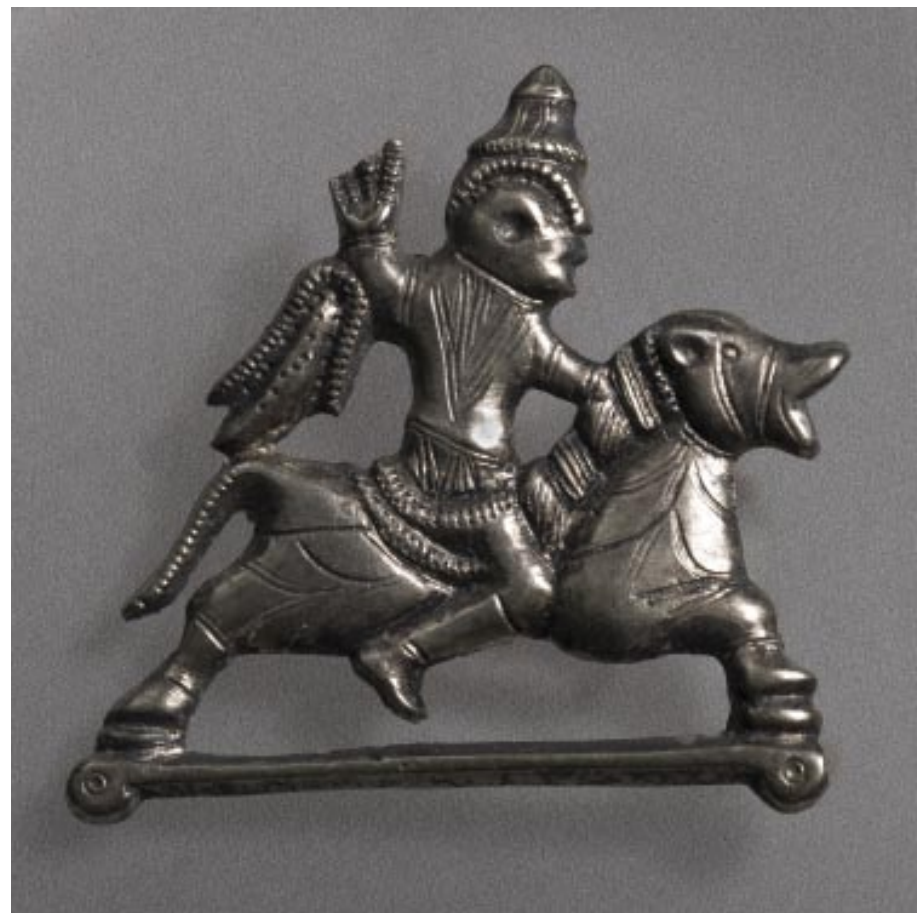
Die nur 3,4 cm große vergoldete Silberfibel wurde als Beigabe in Grab 66/6 eines fränkischen Friedhofs gefunden. Da sich im Grab keine weiteren Beigaben fanden, basiert die Datierung vor allem auf stilistischen Beurteilungen, die aber unterschiedlich ausfallen. Für die Gewandspange wurde zuletzt eine Datierung an den Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. erwogen. Doch könnte sie auch älter sein und bereits im späten 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. entstanden sein.

In großer Detailgenauigkeit wird ein Reiter im Galopp gezeigt. Er trägt ein kurzes Obergewand mit V-förmigem Ausschnitt, hinter der erhobenen rechten Hand ist der wehende Mantel zu erkennen. Gut sichtbar sind auch die hohen Ledertiefel. Auf dem Kopf trägt er einen eisernen Lamellenhelm mit Nasenschirm. Es dürfte sich um die Darstellung eines Reiternomaden aus den Steppen des nördlichen Schwarzmeerraums handeln. Es ist auch vermutet worden, dass die Fibel als Importstück aus einer nordpontischen Werkstatt ins Rheinland gelangte.

Nicht zu übersehen sind bei dem kleinen Werk die Unsicherheiten in den Proportionen des Pferdes ebenso wie des Reiters. Auch der Pferdekopf entspricht nicht unseren Erwartungen. In der künstlerischen Ausführung ist das Reiterbild weit entfernt von der Raffinesse antiker Darstellungen, die das Vorbild für die kleine Fibel bilden. Hier ist vor allem an die sasanidischen Jagdschalen zu denken, auf denen der König zu Pferde dem flüchtenden Wild nachstellt (Abb. 29). Diese stilistischen Unterschiede haben den Besitzer der Reiterfibel aber vermutlich nicht gestört: Er sah sich in ganz ähnlicher Weise als stürmischer Reiter, als mutiger Krieger und erfolgreicher Jäger.



■ Abb. 29.



45 Adlerfibel aus Oßmannstedt, Lkr. Weimarer Land

(Thüringen)

Aus einem Frauengrab stammt die 6 cm große Fibel in Form eines Adlers mit angelegten Flügeln. Sie war mit einer Bernsteinperle an einer 1,2 m langen Goldkette befestigt. Die Gewandschließe lag im Beckenbereich der Frau und hielt das Totengewand zusammen. Es handelt sich um eine charakteristische Arbeit in „Cloisonné“-Technik, die sich seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. in Mittel- und Westeuropa großer Beliebtheit erfreute. Diese Technik wurde schon im 2. Jahrhundert n. Chr. in griechischen Werkstätten des nördlichen Schwarzmeerraums in großer Meisterschaft ausgeführt. Letztlich geht sie auf hellenistischen Schmuck zurück. In die kleinen Zellen, die aus aufgelöteten Goldstegen gebildet werden, wurden farbige Steine, bevorzugt Almandine, eingesetzt. Bei der Oßmannstädter Fibel wurden für die die 47 unterschiedlich geformten Zellen flache Almandine verwendet, während das Auge des Adlers von einem konvex geschliffenen Almandin gebildet wird.

Die Fibel und die übrigen Beigaben des Grabes, u. a. eine goldene Schnalle, ein goldener Fingerring, ein zerbrochener Bronzespiegel und zwei goldene Ohrringe, zeigen die Tote als Angehörige der Oberschicht. Das Motiv des Adlers als Vogel des Königs (und heute des Staats) unterstreicht die Position der Macht, an welcher die Verstorbene teilhatte. Das Grab wird in die Zeit zwischen 450 und 490 n. Chr. datiert.

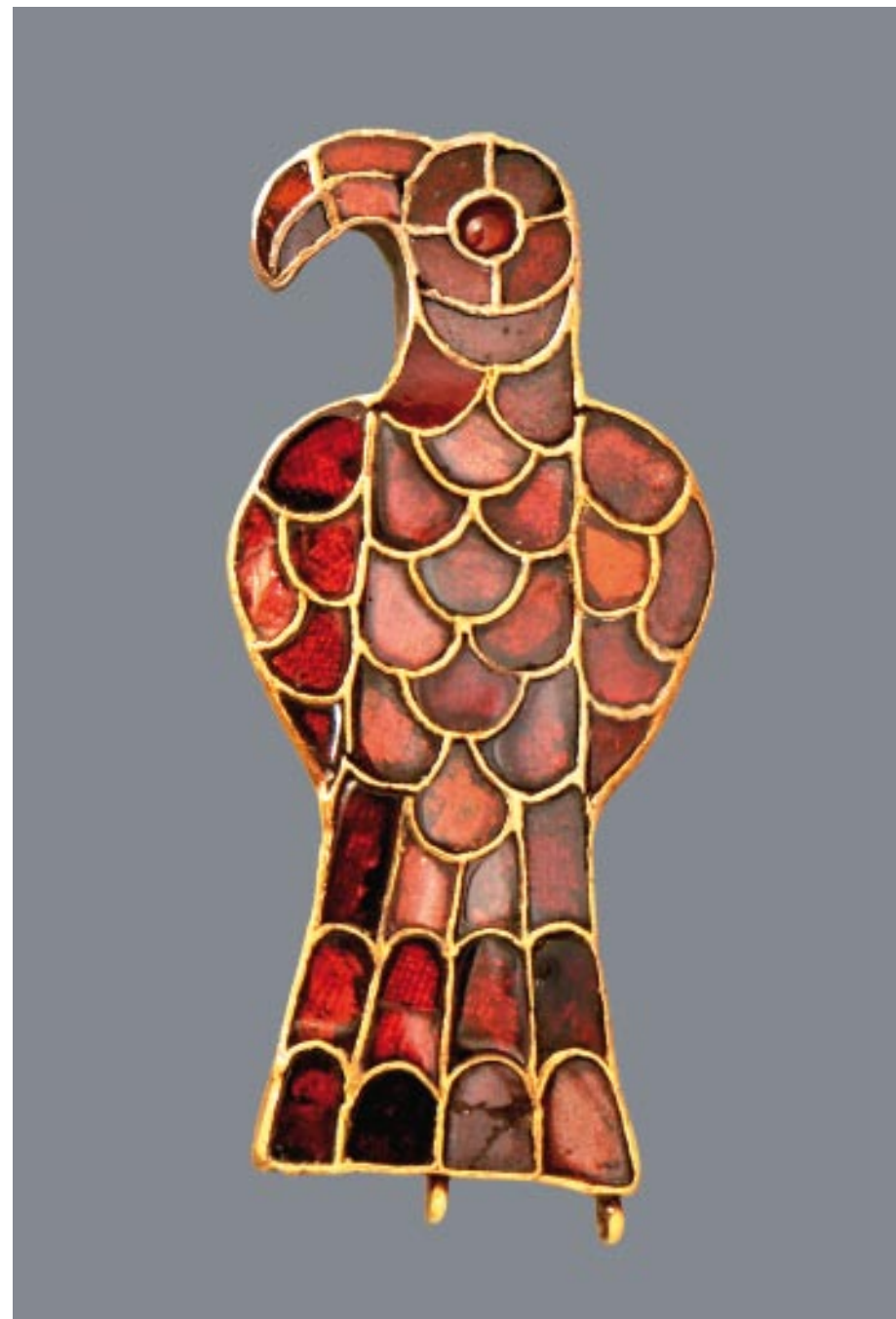
Die Bestattete hatte einen künstlich deformierten Schädel (Abb. 30). Durch die Bandagierung des Kopfs im Kindsalter erreichte man seine charakteristische Form. Solche „Turmschädel“ gehörten zum Schönheitsideal, das besonders während des 5. Jahrhunderts n. Chr. bei den Hunnen gepflegt wurde. Künstliche Schädeldeformierungen sind aber schon weit früher praktiziert

worden und lassen sich in verschiedenen Regionen Eurasiens bis in das Neolithikum verfolgen.

Im 5. Jahrhundert n. Chr. hatten die in der ungarischen Tiefebene ansässigen Hunnen auch germanische Stammesgebiete in ihren Herrschaftsbereich einbezogen. Die militärische Niederlage des hunnischen Heeres unter ihrem König Attila gegen eine römisch-germanische Koalition auf den Katalaunischen Feldern 451 n. Chr. und Attilas Tod 453 n. Chr. beendeten den hunnischen Einfluss in Mitteleuropa.



■ Abb. 30.



Abbildungsnachweise und weiterführende Literatur

1 Faustkeil aus Hochdahl bei Düsseldorf (Nordrhein-Westfalen)

Foto: LVR-Rheinisches Landesmuseum für Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte, Bonn.
Weiterführende Literatur: H. Thieme, *Ein neuer Fundplatz des Acheuléen in Ochtmissen, Stadt Lüneburg (Niedersachsen). Ethnographische-Archäologische Zeitschrift 35, 1994, 53-58.*

2 Jagdspere aus Schöningen, Ldkr. Helmstedt (Niedersachsen)

Foto: Niedersächsisches Landesmuseum Hannover
Weiterführende Literatur: H. Thieme (Hrsg.), *Die Schöninger Speere. Mensch und Jagd vor 400000 Jahren (Stuttgart 2008).*

3 Skelettreste aus dem Neanderthal bei Düsseldorf (Nordrhein-Westfalen)

Foto: LVR-Rheinisches Landesmuseum für Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte, Bonn, G. Oleschinski
Weiterführende Literatur: B. Auffermann/J. Orschiedt, *Die Neandertaler. Eine Spurensuche (Stuttgart 2002); R.W. Schmitz, Aktuelle Forschungen am Neandertaler von 1856 und die Wiederentdeckung seiner Fundstelle. In: G. Uelsberg (Hrsg.), Roots. Wurzeln der Menschheit (Bonn 2006); G.-Chr. Weniger, Wie modern waren Neanderthaler? Eurasia Antiqua 14, 2008, 1-18.*

4 Der Löwenmensch aus der Höhle „Hohlenstein-Stadel“ (Baden-Württemberg)

Foto: Museum Ulm
Weiterführende Literatur: *Der Löwenmensch. Tier und Mensch in der Kunst der Eiszeit. Ausstellung Museum Ulm (Sigmaringen 1994); H. Müller-Beck/G. Albrecht (Hrsg.), Die Anfänge der Kunst vor 30000 Jahren (Stuttgart 1987).*

5 Frauenstatuetten aus Nebra, Ldkr. Burgenlandkreis (Sachsen-Anhalt)

Foto: Landesmuseum für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle an der Saale), Juraj Lipták.
Weiterführende Literatur: J.M. Grünberg, *Frauen in der Kunst der Altsteinzeit. In: H. Meller (Hrsg.), Schönheit, Macht und Tod. 120 Funde aus 120 Jahren Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Halle 2001) 196-197.*

6 Frauengrab aus Bad Dürrenberg, Ldkr. Merseburg-Querfurt (Sachsen-Anhalt)

Foto: Landesmuseum für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle an der Saale), Karol Schauer.
Weiterführende Literatur: H. Meller (Hrsg.), *Paläolithikum und Mesolithikum. Kataloge zur Dauerausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle Bd. 1 (Halle 2004); M. Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik (Frankfurt am Main 1982).*

7 Tönernes Schwein aus Nieder-Weisel, Wetteraukreis (Hessen)

Foto: Landesmuseum Darmstadt
Weiterführende Literatur: C. Ankel/W. Meier-Arendt, *Eine linearbandkeramische Tierplastik aus Nieder-Weisel, Kr. Friedberg (Oberhessen). Germania 43, 1965, 1-8.*

8 Ein Kopf aus Nidderau-Ostheim, Main-Kinzig-Kreis (Hessen)

Fotos: Svend Hansen
Weiterführende Literatur: G. Gally/S. Hansen, *Ein bandkeramischer Statuettenkopf aus Nidderau-Ostheim, Main-Kinzig-Kreis, Hessen. Germania 84, 2006, 245-272; S. Hansen, Bilder vom Menschen der Steinzeit. Untersuchungen zur anthropomorphen Plastik der Jungsteinzeit und Kupferzeit in Südosteuropa (Mainz 2007).*

9 Wanddekoration aus Ludwigshafen-Seehalde, Kreis Konstanz (Baden-Württemberg)

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege
Weiterführende Literatur: H. Schlichtherle, *Ein Kulthaus der Jungsteinzeit am Überlinger See. In: E. Sangmeister (Hrsg.), Zeitspuren. Archäologisches aus Baden (Freiburg 1993) 48-49; H. Schlichtherle, Ein gynakomorphes Wandrelief vom Mönchberg bei Stuttgart-Untertürkheim. In: Tradition und Innovation.*

Festschrift für Chr. Strahm (Rahden/Westf. 1998) 119-127; H. Müller-Beck, Die Steinzeit. Der Weg der Menschen in die Geschichte (München 1998).

10 Jadebeile aus Mainz-Gonsenheim (Rheinland-Pfalz)

Foto: Landesmuseum Mainz, Ursula Rudischer.
Weiterführende Literatur: P. Petrequin u.a., *La valorisation sociale des longues haches dans l'Europe néolithique. In: J. Guilaine (Hrsg.), Matériaux, productions, circulations du néolithique à l'âge de Bronze (Paris 2002) 67-98; B. Heide (Hrsg.), Leben und Sterben in der Steinzeit (Mainz 2003).*

11 Kupferfund aus Riesebusch, Kr. Eutin (Schleswig-Holstein)

Foto: Archäologisches Landesmuseum, Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloß Gottorf, Schleswig.
Weiterführende Literatur: L. Klassen, *Frühes Kupfer im Norden. Untersuchungen zu Chronologie, Herkunft und Bedeutung der Kupferfunde der Nordgruppe der Trichterbecherkultur (Aarhus 2000); S. Hansen, Kupfer, Gold und Silber im Schwarzmeerraum während des 5. und 4. Jahrtausends v. Chr. In: J. Apakidze/B. Govedarica/B. Hänsel (Hrsg.), Der Schwarzmeerraum vom Äneolithikum bis in die Frühheisenzeit (5000-500 v. Chr.). Kommunikationsebenen zwischen Kaukasus und Karpaten. Internationale Fachtagung von Humboldtianern für Humboldtianer im Humboldt-Kolleg in Tiflis/Georgien (17.-20.Mai 2007) (Rahden/Westf. 2009) 11-50.*

12 Megalithgrab von Stöckheim, Altmarkkreis Salzwedel (Sachsen-Anhalt)

Foto: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle an der Saale), Juraj Lipták.
Weiterführende Literatur: J. Lüning, *Zwischen Alltagswissen und Wissenschaft im Neolithikum. In: T.L. Kienlin (Hrsg.), Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur. Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main 3.-5. April 2003 (Bonn 2005) 53-80; W. Korn, Megalithkulturen. Rätselhafte Monumente der Steinzeit (Stuttgart 2005); H. Bock/B. Fritsch/L. Mittag, *Großsteingräber in der Altmark (Stuttgart 2006).**

13 Wagentdarstellungen in einem Megalithgrab bei Züschen, Schwalm-Eder-Kreis (Hessen)

Foto: Museumslandschaft Hessen Kassel.
Weiterführende Literatur: K. Günther, *Neolithische Bildzeichen an einem ehemaligen Megalithgrab bei Warburg, Kr. Höxter (Westfalen). Germania 68, 1990, 39-65; D. Raetzal-Fabian, Die ersten Bauernkulturen. Jungsteinzeit in Nordhessen (Kassel 2000).*

14 Holzrad aus Alleshausen, Kr. Biberach (Baden-Württemberg)

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege.
Weiterführende Literatur: H. Schlichtherle, *Die jungsteinzeitlichen Radfunde vom Federsee und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung. In: J. Königer/M. Mainberger/H. Schlichtherle/M. Vosteen (Hrsg.), Schleife, Schlitten Rad und Wagen. Zur Frage früher Transportmittel nördliche der Alpen (Gaienhofen-Hemmenhofen 2002) 9-43; St. Burmeister, Der Wagen im Neolithikum und in der Bronzezeit: Erfindung, Ausbreitung und Funktion der ersten Fahrzeuge. In: M. Fansa/St. Burmeister (Hrsg.), Rad und Wagen. Der Ursprung einer Innovation. Wagen im Vorderen Orient und Europa (Mainz 2004) 13-40.*

15 Grabfund aus Egeln, Ldkr. Aschersleben-Staßfurt (Sachsen-Anhalt)

Foto: Landesmuseum für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle an der Saale), Juraj Lipták.
Weiterführende Literatur: M. Stock, *Ein Grab gibt Rätsel auf. In: H. Meller (Hrsg.), Schönheit, Macht und Tod. 120 Funde aus 120 Jahren Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Halle 2001) 180-181.*

16 Kupferäxte aus Mainz und Eschollbrücken, Kr. Groß-Gerau (Rheinland-Pfalz und Hessen)

Foto: Landesmuseum Mainz, Ursula Rudischer.
Weiterführende Literatur: W. Kubach, *Deponierungen in Mooren der südhessischen Oberrheinebene. Jahresbericht des Instituts für Vorgeschichte der Universität Frankfurt a.M. 1978-79, 189-310; B. Heide (Hrsg.), Leben und Sterben in der Steinzeit (Mainz 2003); J. Maran, Zur Zeitstellung und Deutung der Kupferäxte vom Typ Eschollbrücken. In: F. Falkenstein/S. Schade-Lindig/A. Zeeb-Lanz (Hrsg.), Kumpf, Kalotte, Pfeilschaftglätter. Zwei Leben für die Archäologie. Gedenkschrift für Annemarie Häusser und Helmut Spatz (Rahden/Westf. 2008) 173-187.*

17 Steinstele von Rottenburg-Lindele, Kr. Tübingen (Baden-Württemberg)

Foto: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Foto Schreiner.

Weiterführende Literatur: S. Casini/A.E. Fossati (Hrsg.), *Le pietre degli dei. Statue-stele del' età del rame in Europa. Lo stato della ricerca. Atti del Congresso Internazionale Brescia 16.-18.9.2004* = *Notizie Archeologiche Bergomensis* 12, 2004; H. Vandkilde, *Warriors and Warrior Institutions in Copper Age Europe*. In: T. Otto/H. Thrane/H. Vandkilde, *Warfare and Society. Archaeological and Social Anthropological Perspectives* (Aarhus 2006) 393-422; H. Reim, *Der Menhir von Weilheim - Zu neolithischen und frühbronzezeitlichen Steinbildwerken im Neckartal zwischen Rottenburg und Tübingen*. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), *Beiträge zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred H.H. Eggert* (Tübingen 2006) 445-460.

18 Stabdolche von Melz, Kr. Müritz (Mecklenburg-Vorpommern)

Foto: Landesamt für Kultur und Denkmalpflege, Archäologie und Denkmalpflege, Schwerin.

Weiterführende Literatur: K. Rassmann/U. Schoknecht, *Insignien der Macht-Die Stabdolche aus dem Depot von Melz II*. In: A. u. B. Hänsel (Hrsg.), *Gaben an die Götter* (Berlin 1997) 43-47.

19 Himmelsscheibe von Nebra, Ldkr. Burgenlandkreis (Sachsen-Anhalt)

Foto: Landesmuseum für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle an der Saale), Juraj Liptak.

Weiterführende Literatur: H. Meller (Hrsg.), *Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren* (Stuttgart 2004); R. Maraszek, *Die Himmelsscheibe von Nebra* (Halle 2008).

20 Gürtelblech aus Hüfeld-Molzbach, Kr. Fulda (Hessen)

Foto: Museumslandschaft Hessen Kassel, Ute Brunzel.

Weiterführende Literatur: G. Weber, *Händler, Krieger, Bronzezießer. Bronzezeit in Nordhessen* (Kassel 1992).

21 Kesselwagen aus Peckatel, Kr. Schwerin (Mecklenburg)

Foto: Landesamt für Kultur und Denkmalpflege, Archäologie und Denkmalpflege, Schwerin.

Weiterführende Literatur: H. Schubart, *Die Funde der älteren Bronzezeit in Mecklenburg* (Neumünster 1972); Chr. Pescheck, *Ein reicher Grabfund mit Kesselwagen aus Untertorfranken. Germania* 50, 1972, 29-56.

22 Goldhut aus Schifferstadt, Kr. Ludwigshafen (Rheinland-Pfalz)

Foto: Historisches Museum der Pfalz, Speyer.

Weiterführende Literatur: S. Gerloff, *Bronzezeitliche Goldblechkronen aus Westeuropa. Betrachtungen zur Funktion der Goldblechkegel vom Typ Schifferstadt und der atlantischen Goldschalen der Form Devil's Bit und Atroxi*. In: A. Jockenhövel (Hrsg.), *Festschrift für Hermann Müller Karpe zum 70. Geburtstag* (Bonn 1995) 153-194; G.U. Großmann (Hrsg.), *Gold und Kult der Bronzezeit* (Nürnberg 2003).

23 Helm aus der Oder bei Szczecin

Foto: Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin - SMBPK, Klaus Göken.

Weiterführende Literatur: M. Albrecht, *Der bronzezeitliche Helm von Szczecin-Zdroje im Museum für Ur- und Frühgeschichte. Forsch. u. Ber. Staatl. Mus. Berlin* 31, 1991, 9-16; H. Born/S. Hansen, *Helme und Waffen in Alteuropa* (Mainz 2001); A. Harding, *Warriors and Weapons in Bronze Age Europe* (Budapest 2007).

24 Bronzegefäße aus Dresden-Dobritz (Sachsen)

Foto: Landesamt für Archäologie, Dresden, U. Wohmann.

Weiterführende Literatur: W. Coblenz, *Der Bronzegefäßfund von Dresden-Dobritz. Arbeits- u. Forschber. Sachsen* 2, 1951, 135-161; S. Hansen, *Aspekte des Gabentauschs und Handels während der Urnenfelderzeit in Mittel- und Nordeuropa im Lichte der Fundüberlieferung*. In: B. Hänsel (Hrsg.), *Handel, Tausch und Verkehr im bronze- und früheisenzeitlichen Südosteuropa* (München-Berlin 1995) 67-80; A. Hänsel/B. Hänsel, *Herrscherinsignien der älteren Urnenfelderzeit. Ein Gefäßdepot aus dem Saalegebiet Mitteldeutschlands. Acta Praehistorica et Archaeologica* 29, 1997, 39-68.

25 Schwerter aus Hagen-Vorhalle (Nordrhein-Westfalen)

Foto: LWL-Archäologie für Westfalen, Stefan Brentführer.

Weiterführende Literatur: S. Hansen, *Studien zu den Metalldeponierungen während der Urnenfelderzeit im Rhein-Main-Gebiet* (Bonn 1991); A. Jockenhövel, *Der Schwerthortfund vom „Kaisberg“ bei Hagen-Vorhalle*. In: *Archäologische Beiträge zur Geschichte Westfalens. Festschrift für F. K. Günther* (Espelkamp 1997) 133-154.

26 Goldfund aus Eberswalde, Kr. Barnim (Brandenburg)

Foto: Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin - SMBPK, Jürgen Liepe.

Weiterführende Literatur: C. Schuchhardt, *Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde* (Berlin 1914).

27 Bronzeräder aus Stade (Niedersachsen)

Foto: Schwedenspeicher-Museum Stade.

Weiterführende Literatur: H.-J. Hundt/D. Anker, *Die Bronzeräder von Hassloch. Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz* 67, 1969, 14-34; G. Wegner, *Leben-Glauben-Sterben vor 3000 Jahren. Bronzezeit in Niedersachsen* (Oldenburg 1996).

28 Kessel aus Eberdingen-Hochdorf, Kr. Ludwigsburg (Baden-Württemberg)

Foto: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, P. Frankenstein, H. Zwietasch.

Weiterführende Literatur: J. Biel, *Der Keltenfürst von Hochdorf* (Stuttgart 1985); D. Krause, *Hochdorf III. Das Trink- und Speiseservice aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf* (Kr. Ludwigsburg).

29 Bronzekanne vom Glauberg, Wetteraukreis (Hessen)

Foto: Hessisches Landesmuseum Darmstadt.

Weiterführende Literatur: A. Bartel/O.-H. Frey/F.-R. Herrmann/A. Kreuz/M. Rösch, *Ein frühkeltischer Fürstengrabhügel am Glauberg im Wetteraukreis, Hessen* (Wiesbaden 1998); F.-R. Hermann, *Fürstentum, Fürstengräber und Heiligtum*. In: *Das Rätsel der Kelten vom Glauberg* (Stuttgart 2002) 90-107; H. Baitinger/F.-R. Hermann, *Der Glauberg am Ostrand der Wetterau* (Wiesbaden 2007).

30 Fürstestatue vom Glauberg, Wetteraukreis (Hessen)

Foto: Hessisches Landesmuseum Darmstadt.

Weiterführende Literatur: F.-R. Herrmann/O.-H. Frey, *Die Keltenfürsten vom Glauberg. Ein frühkeltischer Fürstengrabhügel bei Glauberg-Glauberg, Wetteraukreis* (Wiesbaden 1996); H. Baitinger u. a. *Der Glauberg in keltischer Zeit. Zum neuesten Stand der Forschung. Fundberichte aus Hessen. Beiheft 6* (Wiesbaden 2006).

31 Schale aus dem Kleinaspergle bei Asperg, Kr. Ludwigsburg (Baden-Württemberg)

Foto: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, P. Frankenstein, H. Zwietasch.

Weiterführende Literatur: W. Kimmig, *Das Kleinaspergle. Studien zu einem Fürstengrabhügel der frühen Latènezeit bei Stuttgart* (Stuttgart 1988).

32 Silberring aus Trichtingen, Kreis Rottweil (Baden-Württemberg)

Foto: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, P. Frankenstein, H. Zwietasch.

Weiterführende Literatur: P. Eichhorn, *Neue technische Untersuchungen am Ring von Trichtingen. Fundberichte aus Baden-Württemberg* 12, 1987, 213-225.

33 Keltische Goldmünzen aus Mardorf, Kr. Marburg-Biedenkopf (Hessen)

Foto: Museumslandschaft Hessen Kassel, Ute Brunzel.

Weiterführende Literatur: I. Kappel, *Der Münzfund von Mardorf und andere keltische Münzen aus Nordhessen. Germania* 54, 1976, 75-101.

34 Götterfiguren von Braak, Kr. Ostholstein (Schleswig-Holstein)

Foto: Archäologisches Landesmuseum, Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloß Gottorf, Schleswig.

Weiterführende Literatur: T. Capelle, *Anthropomorphe Holzidole in Mittel- und Nordeuropa* (Stockholm 1995); M. Dietrich, *Das Holzfigurenpaar und der „Brandplatz“ aus dem Aukammer Moor bei Braak, Kr. Ostholstein. Offa* 57, 2000, 145-230.

35 Maske eines Reiterhelms aus Kalkriese, Lkr. Osnabrück (Niedersachsen)

Foto: Varusschlacht im Osnabrücker Land, Christian Grovermann, Kalkriese.

Weiterführende Literatur: *Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH - Museum und Park Kalkriese* (Hrsg.), *Varusschlacht im Osnabrücker Land* (Mainz 2009); *Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH - Museum und Park Kalkriese* (Hrsg.), *2000 Jahre Varusschlacht. Konflikt* (Stuttgart 2009).

36 Grabstein aus Xanten, Kr. Wesel (Nordrhein-Westfalen)

Foto: LVR-Rheinisches Landesmuseum für Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte, Bonn.
Weiterführende Literatur: H. Schneider (Hrsg.), *Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen (Köln-Weimar-Wien 2008)*; H.-J. Schalles/S. Willer (Hrsg.), *Marcus Caelius. Tod in der Varusschlacht (Bonn 2009)*.

37 Bronzene Brunnenmaske aus Treuchtlingen-Schambach,

Ldkr. Weißenburg-Gunzenhausen (Bayern)
Foto: Archäologische Staatssammlung, Museum für Vor- und Frühgeschichte, München.
Weiterführende Literatur: H. Koschick, *Eine römische Brunnenmaske von Treuchtlingen Schambach, Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen, Mittelfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1981, 140-141*; W. Cyszk, *Der römische Gutshof. Landwirtschaft im großen Stil. In: Menschen-Zeiten-Räume. Archäologie in Deutschland (Stuttgart 2002) 274-280*.

38 Glasbecher aus Köln-Braunsfeld (Nordrhein-Westfalen)

Foto: Römisch-Germanisches Museum Köln, M. Carrieri.
Weiterführende Literatur: O. Doppelfeld, *Das neue Kölner Diatretglas. Germania 38, 1960, 403-417*; D.B. Harden/H. Hellenkemper/K. Painter/D. Whitehouse, *Glas der Cäsaren (Mailand 1988)*.

39 Glasschale aus Augsburg (Bayern)

Foto: Archäologische Staatssammlung, Museum für Vor- und Frühgeschichte, München.
Weiterführende Literatur: J. Engemann, *Anmerkungen zu spätantiken Geräten des Alltagslebens mit christlichen Bildern, Symbolen und Inschriften. Jahrbuch für Antike und Christentum 15, 1972, 154-173*; Von den Göttern zu Gott. *Frühes Christentum im Rheinland (Bonn 2006)*.

40 Grab aus Hassleben, Kr. Sömmerda (Thüringen)

Foto: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Weimar.
Weiterführende Literatur: W. Schulz, *Das Fürstengrab von Hassleben (Berlin und Leipzig 1933)*; S. Dušek, *Ur- und Frühgeschichte Thüringens (Stuttgart 1999)*; *Der Barbarenschatz. Geraubt und im Rhein versunken. Herausgegeben vom Historischen Museum der Pfalz Speyer (Stuttgart 2006)*.

41 Ein hölzerner Prunkstuhl aus Fallward bei Wremen, Ldkr. Cuxhaven

Foto: Archäologische Denkmalpflege/Museum Burg Bederkesa.
Weiterführende Literatur: M.D. Schön, *Der Thron aus der Marsch. Begleitheft des Museums Burg Bederkesa 1 (Bremerhaven 1995)*; M.D. Schön/K. Düwel/R. Heine/E. Marold, *Die Inschrift auf dem Schemel von Wremen, Ldkr. Cuxhaven. Germania 84, 2006, 143ff*.

42 Pektoreale aus dem Fürstengrab von Wolfsheim, Kr. Mainz-Bingen (Rheinland-Pfalz)

Foto: Museum Wiesbaden, Sammlung Nassauischer Altertümer.
Weiterführende Literatur: A. Wiczorek/P. Périn (Hrsg.), *Das Gold der Barbarenfürsten. Schätze aus Prunkgräbern des 5. Jahrhunderts n. Chr. zwischen Kaukasus und Gallien (Stuttgart 2001)*; M. Schmauder, *Die Hunnen. Ein Reitervolk in Europa (Darmstadt 2009)*.

43 Zierscheiben aus Eschwege-Niederhone, Werra-Meißner-Kreis (Hessen)

Foto: Museumslandschaft Hessen Kassel, Ute Brunzel.
Weiterführende Literatur: K. Sippel, *Ein merowingisches Kammergrab mit Pferdegeschirr aus Eschwege, Werra-Meißner-Kreis (Hessen). Germania 65, 1987, 135-158*; K. Böhner, *Die frühmittelalterlichen Silberphalaren aus Eschwege (Hessen) und die nordischen Pressblech-Bilder. Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 38, 1991, 681-743*.

44 Reiterfibel aus Xanten St. Victor, Kr. Moers (Nordrhein-Westfalen)

Foto: LVR-Rheinisches Landesmuseum für Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte, Bonn.
Weiterführende Literatur: W. Janssen, *Neue Metallarbeiten aus fränkischen Gräbern des Rheinlandes. Eine Reiterfibel aus Xanten. Bonner Jahrbücher 168, 1968, 370-389*; *Die Franken. Wegbereiter Europas (Mainz 1996)*.

45 Adlerfibel aus Oßmannstedt, Lkr. Weimarer Land (Thüringen)

Foto: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, B. Stefan.
Weiterführende Literatur: S. Dušek, *Ur- und Frühgeschichte Thüringens (Stuttgart 1999)*.

Nachweise für die Textabbildungen

■ **Abb. 1** Urpferdchen aus der Grube Messel, Kr. Darmstadt-Dieburg (Hessen).
Foto: Senckenbergmuseum Frankfurt am Main.

■ **Abb. 2** Fund von mittelalterlichen Münzen aus Lichtenau, Ldkr. Aue (Sachsen).
Foto: Landesamt für Archäologie, Dresden, U. Wohmann.

■ **Abb. 3** Faustkeil von Ochtmissen.
Foto: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover, C.S. Fuchs.

■ **Abb. 4** Schöningen. Rekonstruktion der Jagdszene.
Grafik: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover, T. Ungemach.

■ **Abb. 5** Schädel des Neandertalers.
Foto: LVR-Rheinisches Landesmuseum für Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte, Bonn, St. Taubmann.

■ **Abb. 6** Bad Dürrenberg. Kranichknochen und Feuersteinklingen. Foto: Landesmuseum für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle an der Saale), J. Lipták.

■ **Abb. 7** Nieder-Weisel, Tonplastik.
Nach: C. Ankel/W. Meier-Arendt, *Eine linearbandkeramische Tierplastik aus Nieder-Weisel, Kr. Friedberg (Oberhessen). Germania 43, 1965, 1-8*.

■ **Abb. 8** Ludwigshafen-Seehalde, bemalte Wandfragmente. Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege.

■ **Abb. 9** Pauilhac, Dép. Gers. Beigaben aus einem Grab.
Nach: S. Hansen, Kupfer, Gold und Silber im Schwarzmeer-raum während des 5. und 4. Jahrtausends v. Chr. In: J. Apakidze/B. Govedarica/B. Hänsel (Hrsg.), *Der Schwarzmeer-raum vom Äneolithikum bis in die Früheisenzeit (5000-500 v. Chr.). Kommunikationsebenen zwischen Kaukasus und Karpaten. Internationale Fachtagung von Humboldtianern für Humboldtianer im Humboldt-Kolleg in Tiflis/Georgien (17.-20. Mai 2007) (Rahden/Westf. 2009) 11-50*.

■ **Abb. 10** Megalithgrab von Kleinenkneten, Stadt Wildeshausen, Ldkr. Oldenburg (Niedersachsen).
Foto: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover, C.S. Fuchs.

■ **Abb. 11** Zwei der Steinplatten des Züscheners Grabs.
Nach: J. Boehlau/F. von Gilsa, *Neolithische Denkmäler aus Hessen. Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde N.F. 12, 1898*.

■ **Abb. 12** Holzrad aus Alleshausen bei der Bergung.
Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege.

■ **Abb. 13** Verbreitung der schweren Kupferäxte.
Nach: S. Hansen, *Vom Tigris an die Lahn. Eine mesopotamische Statuette in Hessen. In: S. Hansen/V. Pingel (Hrsg.), Archäologie in Hessen. Festschrift für F.-R. Herrmann (Rahden/Westf. 2001) 47-53*.

■ **Abb. 14** Stele von Tübingen-Weilheim.
Foto: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, P. Frankenstein, H. Zwietsch.

■ **Abb. 15** Hort mit Himmelscheibe aus Nebra, Ldkr. Burgenlandkreis
Foto: Landesmuseum für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle an der Saale), Juraj Lipták.

■ **Abb. 16** Das Prestruper Grabhügelfeld bei Wildeshausen, Ldkr. Oldenburg.
Foto: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover, C.S. Fuchs.

■ **Abb. 17** Die Beile aus dem Hort von Schifferstadt. Foto: Historisches Museum der Pfalz, Speyer.

■ **Abb. 18** Helm aus Biebesheim, Kr. Groß-Gerau (Hessen).
Foto: Hessisches Landesmuseum Darmstadt.

■ **Abb. 19** Hagen-Vorhalle, Detail eines Schwertgriffs.
Foto: LWL-Archäologie für Westfalen, Stefan Brentführer.

■ **Abb. 20-21** Bronzeräder aus Stade.
Fotos: Schwedenspeicher-Museum Stade.

■ **Abb. 22** Hochdorf. Schuhe mit Goldbeschlägen.
Foto: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, P. Frankenstein, H. Zwietsch.

■ **Abb. 23** Bronzekanne vom Glauberg. Detail.
Nach: F.-R. Herrmann/O.-H. Frey, *Die Keltenfürsten vom Glauberg. Ein frühkeltischer Fürstengrabhügel bei Glauberg-Glauberg, Wetteraukreis (Wiesbaden 1996)*.

■ **Abb. 24** Mardorf. Nach: I. Kappel, *Der Münzfund von Mardorf und andere keltische Münzen aus Nordhessen. Germania 54, 1976, 75-101*.

■ **Abb. 25** Nadel aus dem Grab von Hassleben.
Foto: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Weimar.

■ **Abb. 26** Fallward bei Wremen.
Beschlüge eines Militärgürtels.
Foto: Archäologische Denkmalpflege/Museum Burg Bederkesa.

■ **Abb. 27** Rückseite des Pektoreale von Wolfsheim.
Nach: D. Quast, *Das „Pektoreale“ von Wolfsheim, Kr. Mainz-Bingen. Germania 77, 1999, 705-718*.

■ **Abb. 28** Rekonstruktion des Manschettenarmbands.
Nach: D. Quast, *Das „Pektoreale“ von Wolfsheim, Kr. Mainz-Bingen. Germania 77, 1999, 705-718*.

■ **Abb. 29** Sasanidische Jagdschale mit Darstellung des Königs Peroz (457-484 n. Chr.).
Nach: E. Porada, *Alt-Iran. Die Kunst vorislamischer Zeit (Baden-Baden 1962)*.

■ **Abb. 30** Schädel der Dame aus dem Grab von Oßmannstedt. Foto: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, B. Stefan.

Die Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts



Georgien: Aruchlo

Ausgrabungen eines frühneolithischen Siedlungshügels



Rumänien: Pietrele

Ausgrabungen einer kupferzeitlichen Siedlung an der unteren Donau



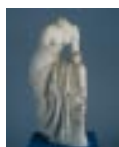
Russische Föderation: Kislovodsk

Luftbildarchäologie, Landschaftsarchäologie und archäologische Geoinformationssysteme im Nordkaukasus



Azerbaidjan: Kamiltepe

Untersuchungen zum Beginn der Sesshaftigkeit in der Milsteppe in Südwest-Azerbaidjan



Russische Föderation: Taman-Halbinsel

Neue Forschungen zur Griechischen Kolonisation im nördlichen Schwarzmeerraum - Entstehung und Genese politischer Räume



Tadjikistan: Votivpraxis im hellenistischen und kuschanzzeitlichen Baktrien

Archäologische Forschungen zur Religionsgeschichte Zentralasiens

China: Traditionelle Bauweisen in Nordwest-China

Eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe untersucht die Bau- und Nutzungsgeschichte traditioneller Gehöfte in Nordwest-China



Ukraine: Vojtenki bei Charkiv

Untersuchungen zur Drehscheibenkeramik der Černjachov-Kultur der Produktionsstätte in Vojtenki



Uzbekistan: Dzharkutan

Prähistorische proto-urbane Großsiedlung mit Monumentalarchitektur - Tempel oder Palast?



Ukraine: Orlovka-Kartal

Ein mehrschichtiger Siedlungskomplex an der unteren Donau



Kasachstan: Sakische Elitenkurgane

Großkugane im Siebenstromland Kasachstan



Tadjikistan: Südwesttadjikische Kuljabregion

Untersuchungen Bronze- und eisenzeitlicher Fundplätze in Südwest-Tadjikistan



Danksagung

Bei der Vorbereitung der Ausstellung haben alle Museen und Denkmalämter auf meine Anfrage positiv reagiert und die Bilder meist kostenfrei zur Verfügung gestellt, wofür den LeiterInnen und MitarbeiterInnen dieser Institutionen sehr herzlich gedankt sei. Viele haben auch zusätzliche Vorschläge für die Ausstellung gemacht, von denen ich einige sehr gerne aufgegriffen habe.

Besonderer Dank gilt Marion Schröder, die sich während meiner Abwesenheit im Sommer um den Briefwechsel mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der beteiligten Institutionen gekümmert hat. Sehr dankbar bin ich Erdmute Schultze für ihre hilfreichen Kommentare zu den Texten, Andrea Streily und Kirsten Hellström für die redaktionelle Betreuung. Christof Schuler hat bei der Übersetzung der Inschriften auf der Adam- und Eva-Schale geholfen. Michael Müller fertigte die Karte der Fundorte an. Anke Reuter hat engagiert die Gestaltung des Begleithefts und der Ausstellung realisiert.

Impressum

Redaktion: Andrea Streily und Kirsten Hellström

Grafische Gestaltung: Anke Reuter

Druck: Pinguin Druck

Berlin 2010